THALIA

Pressespiegel

Bridging the Gap

Eine Dialogreihe des Vereins zur Förderung des Israel-Museums e.V. und des Thalia Theaters gefördert von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius

THALIA THEATER

THALIA

kultur-port.de
7. November 2012

Bridging the Gap - Wo bleiben die Intellektuellen in der europäischen Krise?

„Bridging the Gap" ist eine neue Dialogreihe des Vereins zur Förderung des Israel-Museum e. V. und des Thalia Theater Hamburg. Ermöglicht wird sie durch die ZEIT-Stiftung. Die Veranstaltungsreihe will zeigen, dass ein Dialog über Grenzen und auch deutliche Gegensätze hinweg möglich ist und Vorurteile überwindbar sind.

Sie widmet sich der großen Frage des 21. Jahrhunderts, wie Menschen unterschiedlicher Religions- und Kulturkreise miteinander leben können. Die Reihe will Brücken bauen zwischen dem Anderen und dem Eigenen und so zur Überwindung kultureller, religiöser und politischer Konflikte beitragen in einer sich stetig vernetzenden Welt. Ein wichtiges Anliegen des Vereins ist es, „Bridging the Gap", das vorbildliche palästinensisch-jüdische Kunstprogramm des Israel-Museums für Kinder und Jugendliche, zu ermöglichen. Die Intendanz des Thalia Theaters setzt sich verstärkt für die Verständigung zwischen den Kulturen und Religionen ein.

Eingeführt werden die Abende jeweils von Sonja Lahnstein-Kandel, der Vorsitzenden des Vereins zur Förderung des Israel Museum im Jerusalem e.V., und Joachim Lux, Intendant des Thalia Theaters Hamburg.

Auftaktveranstaltung am 21. Januar um 20 Uhr im Thalia Theater Hamburg, Alstertor, 20095 Hamburg.

Er könne zwar nicht versprechen, die Frage zu lösen, wo die europäischen Intellektuellen in der Zeit der Krise steckten, aber er werde sich gern an der Suche nach ihrem Versteck beteiligen, so der polnische Diplomat Janusz Reiter. Mit ihm auf die Suche begeben sich vier herausragende Europäer. Anlässlich des 50. Jahrestags des Élysée-Vertrages und der aktuellen Krise diskutieren sie über das Selbstverständnis Europas und dessen zukünftige gesellschaftliche Gestaltung: unter anderem mit dabei ist der deutschfranzösische

Politiker Daniel Cohn-Bendit, der in seinem Aufsehen erregenden Manifest „Für Europa!" für ein echtes förderales Europa plädiert.

Sie fragen sich, warum sich die Intellektuellen nicht über alle Ländergrenzen hinweg vereinigen und um einen politischen und kulturellen Raum streiten, in dem es nicht nur um den Euro geht, sondern auch um Freiheit, Vielfalt und Selbstbestimmung einer europäischen Bürgerschaft. Dies ist der Auftakt der Dialogreihe „Bridging the Gap", die sich der großen Frage des 21. Jahrhunderts stellt, wie Menschen unterschiedlicher Religions- und Kulturkreise miteinander leben können. Sie will Brücken bauen zwischen dem Anderen und dem Eigenen und trägt so zur Überwindung kultureller, religiöser und politischer Konflikte in einer sich stetig vernetzenden Welt bei.

Mit Daniel Cohn-Bendit (MdEP, Strassburg), Staatsminister a. D. Prof. Dr. Michael Naumann (Geschäftsführer Barenboim-Said Akademie), Prof. Dr. Alain Ehrenberg (CESAMES, Paris), Prof. Dr. Gesine Schwan (ehem. Beauftragte der Bundesregierung für deutsch-polnische Angelegenheiten, Präsidentin der Humboldt-Viadrina School of Governance), Botschafter Janusz Reiter (Präsident des Center for International Relations, Warschau)

Eine Dialogreihe des Vereins zur Förderung des Israel-Museums e.V. und des Thalia Theaters, gefördert von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius.

Quelle: Thalia Theater Hamburg

THALIA

europatermine.de

7. Januar 2013

Podiumsdiskussion: Bridging the Gap: Wo bleiben die Intellektuellen in der europäischen Krise

Aus Anlass des 50. Jahrestages des Elysée-Vertrages

Thalia Theater Hamburg
Alstertor 1
20095 Hamburg

Er könne zwar nicht versprechen, die Frage zu lösen, wo die europäischen Intellektuellen in der Zeit der Krise steckten, aber er werde sich gern an der Suche nach ihrem Versteck beteiligen, so der polnische Diplomat Janusz Reiter. Mit ihm auf die Suche begeben sich vier herausragende Europäer. Anlässlich des 50. Jahrestags des Elysée-Vertrages und der aktuellen Krise diskutieren sie über das Selbstverständnis Europas und dessen zukünftige gesellschaftliche Gestaltung: Dabei ist der deutsch-französische Politiker Daniel Cohn-Bendit, der in seinem Aufsehen erregenden Manifest „Für Europa!" für ein echtes förderales Europa plädiert. Sie fragen sich, warum sich die Intellektuellen nicht über alle Ländergrenzen hinweg vereinigen und um einen politischen und kulturellen Raum streiten, in dem es nicht nur um den Euro geht, sondern auch um Freiheit, Vielfalt und Selbstbestimmung einer europäischen Bürgerschaft.
Dies ist der Auftakt der Dialogreihe „Bridging the Gap", die sich der großen Frage des 21. Jahrhunderts stellt, wie Menschen unterschiedlicher Religions- und Kulturkreise miteinander leben können. Sie will Brücken bauen zwischen dem Anderen und dem Eigenen und trägt so bei zur Überwindung kultureller, religiöser und politische Konflikte in einer sich stetig vernetzenden Welt.

Auf dem Podium:
Daniel Cohn-Bendit MdEP, Strassburg
Staatsminister a. D. Prof. Dr. Michael Naumann, Geschäftsführer Barenboim-Said Akademie
Prof. Dr. Alain Ehrenberg, CESAMES, Paris
Prof. Dr. Gesine Schwan, ehem. Beauftragte der Bundesregierung für deutsch-polnische Angelegenheiten, Präsidentin, Humboldt-Viadrina School of Governance
Botschafter Janusz Reiter, Präsident des Center for International Relations, Warschau

Einführung: **Sonja Lahnstein-Kandel**
Moderation: **Joachim Lux**
Eine Dialogreihe des Vereins zur Förderung des Israel-Museums e.V. und des Thalia Theaters gefördert von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius

Veranstalter:
Thalia Theater, Vereins zur Förderung des Israel-Museums e.V.
Teilnehmerbeitrag: 14 €
Weitere Informationen: www.thalia-theater.de

THALIA

Hamburger Abendblatt

9. Januar 2013

Hinterm Horizont geht's weiter

Im Thalia thematisiert die **Diskussionsreihe** „Bridging the Gap" große Fragen des 21. Jahrhunderts

JOACHIM MISCHKE

HAMBURG :: Man könnte es Diskurs nennen oder den guten alten Begriff der Akademie verwenden. Man könnte den öffentlichen Raum nutzen oder sich unter den Stuck gediegener Salons zurückziehen. Viele Wege führen nach Rom, doch noch mehr zu den großen Fragen, die immer wieder neu sind, immer wieder bekannt vorkommen und doch immer wieder ungelöst bleiben. Zumindest bis zum nächsten Versuch, die Wissenslücke vor dem eigenen Horizont zu schließen.

Für diese Aufgabe stellt sich das Thalia Theater, gewissermaßen als gesellschaftspolitische und intellektuelle Bedürfnisanstalt, vom 21. Januar an mit einem fünfteiligen Diskussionsformat mit einem ganz eigenen Namen zur Verfügung: „Bridging the Gap" wurde vom Verein zur Förderung des Israel Museums in Jerusalem initiiert und wird von der „Zeit"-Stiftung unterstützt. „Bislang gab es zu wenig Bereitschaft, sich mit diesen Themen auseinanderzusetzen", sagt die Initiatorin Sonja Lahnstein-Kandel, die bei den fünf Abenden die Einführung übernehmen wird. Auch für Joachim Lux sind diese Themen chronisch bedeutsam: „Ich finde es wichtig, dass wir als Theater damit unser Profil schärfen. Den geistigen Horizont über den Alltag hinaus zu entwickeln, das ist mir wichtig."

Thalia-Intendant Joachim Lux moderiert die Eröffnungsdebatte

Es soll dort darum gehen, wie gegenwärtig und erst recht zukünftig das Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen und Religionen gestaltet und verbessert werden kann. Daher auch der Titel der Reihe, der sich auf die Förderung eines palästinensisch-jüdischen Kulturprogramms für Kinder und Jugendliche bezieht. Kurz vor Beginn der Lessingtage im Thalia, einer Reflexion über Gegenwart, Toleranz und Miteinander, könnte das Timing kaum passender sein.

Die Premiere auf der Thalia-Bühne, moderiert von Intendant Joachim Lux, bestreiten fünf anerkannt kluge Köpfe: Der polnische Diplomat Janusz Reiter, der deutsch-französische Politiker Daniel Cohn-Bendit, der Publizist und Ex-Kulturstaatsminister Michael Naumann, der französische Soziologe Alain Ehrenberg und die Politikwissenschaftlerin Gesine Schwan diskutieren – 50 Jahre nach dem Élysée-Vertrag – über das Selbstverständnis Europas und die Haltungen seiner Intellektuellen angesichts einer Krise, die auf vielen Ebenen ungelöst und wohl auch noch unverstanden ist.

Die nächste Debatte am 3. März beschäftigt sich mit „Jüdischer Identität in Europa – zwischen Identität und Selbstfindung", mit dabei sind unter anderen der Hamburger Rabbiner Shlomo Bistritzy und der Rechtsanwalt und Publizist Michel Friedman. Am 7. April lautet das Thema „Pulverfass Nahost – Sind Frauen klüger?" Am 14. Mai wird zur „deutschen Migrationshintergründigkeit" die Frage „Lieben wir das Deutsche?" gestellt. Der letzte Termin, am 9. Juni, geht an die Wurzeln, denn es geht um „Das Religiöse und das Säkulare – Glaube gegen Vernunft".

„Wo bleiben die Intellektuellen in der europäischen Krise?" 21.1., 20 Uhr, Thalia Theater. Karten 14/8 Euro unter T. 32 81 44 44

THALIA

DIE WELT

09.01.2013

Die Rolle der Intellektuellen in der Krise

Neue Debattenreihe startet im Thalia Theater

Man könnte es Diskurs nennen oder den guten alten Begriff der Akademie verwenden. Man könnte den öffentlichen Raum nutzen oder sich unter den Stuck gediegener Salons zurückziehen. Viele Wege führen nach Rom, doch noch mehr zu den großen Fragen, die immer wieder bekannt vorkommen und doch immer wieder ungelöst bleiben. Zumindest bis zum nächsten Versuch, die Wissenslücke vor dem eigenen Horizont zu schließen.

Für diese Aufgabe stellt sich das Thalia Theater ab dem 21. Januar mit einem fünfteiligen Diskussionsformat mit einem ganz eigenen Namen zur Verfügung: „Bridging the Gap" wurde vom Verein zur Förderung des Israel Museums in Jerusalem e.V. initiiert und wird von der „Zeit"-Stiftung unterstützt. „Bislang gab es zu wenig Bereitschaft, sich mit diesen Themen auseinanderzusetzen", sagt die Initiatorin Sonja Lahnstein-Kandel, die bei den fünf Abenden die Einführung übernehmen wird. Auch für Thalia-Intendant Joachim Lux sind diese Themen chronisch bedeutsam: „Ich finde es wichtig, das wir als Theater damit unser Profil schärfen. Den geistigen Horizont über den Alltag hinaus zu entwickeln, das ist mir wichtig."

Es soll dort darum gehen, wie gegenwärtig und erst recht zukünftig das Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen und Religionen gestaltet und verbessert werden kann. Daher auch der Titel der Reihe, der sich auf die Förderung eines palästinensisch-jüdischen Kulturprogramms für Kinder und Jugendliche bezieht. Die Premiere auf der Thalia-Bühne bestreiten fünf anerkannt kluge Köpfe: Der polnische Diplomat Janusz Reiter, der deutsch-französische Politiker Daniel Cohn-Bendit, der Publizist und Ex-Kulturstaatsminister Michael Naumann, der französische Soziologe Alain Ehrenberg und die Politikwissenschaftlerin Gesine Schwan diskutieren über das Selbstverständnis Europas. *jomi*

„Wo bleiben die Intellektuellen in der europäischen Krise?" 21.1., 20 Uhr, Thalia Theater, Eintritt 12/8 Euro

THALIA

Hamburger Abendblatt

15. Januar 2013

Göttingen als Liebeserklärung

Wie ein Chanson das deutsch-französische Verhältnis verbesserte. Auch das zeigen die Kulturtage „arabesques"

VERENA FISCHER-ZERNIN

HAMBURG :: Wer hätte das gedacht: Nach Jahrhunderten blutiger, sprichwörtlicher Erbfeindschaft beschlossen zwei ältere Herren auf dem kurzen Dienstweg ein Phänomen, das in den Ohren der Zeitgenossen wie pure Ironie klingen musste: Konrad Adenauer und Charles de Gaulle unterzeichneten am 22. Januar 1963 den sogenannten Elysée-Vertrag und dekretierten damit mal eben die deutsch-französische Freundschaft. Von oben und so amtlich und würdig-steif, wie man die beiden bis heute auf historischen Fotos bewundern kann.

Das Erstaunliche dabei ist: Es hat funktioniert. Generationen von Schülern haben besuchshalber den Rhein von beiden Seiten überquert, hüben den Kölner Dom und drüben Notre-Dame besucht, gemeinsam, und gemeinsam gefeiert – und das Projekt ist ganz unten angewachsen.

Der Initiator Nicolas Thiébaud ist Oboist der Philharmoniker Hamburg

Da ist es nur logisch, dass der 50. Jahrestag des Elysée-Vertrags als Fest begangen wird. In Hamburg rankt sich um das Jubiläum ein noch junges Festival, die deutsch-französischen Kulturtage mit dem klingenden Namen „arabesques". Zum zweiten Mal erst gehen sie dieses Jahr über die Bühne. Angestoßen hatte sie Nicolas Thiébaud, einer der vielen Franzosen, die heute in Hamburg leben. Nur ist Thiébaud kein Airbus-Ingenieur wie viele seiner hiesigen Landsleute, sondern Solo-Oboist der Philharmoniker Hamburg.

So hat das Programm denn auch einen ausgeprägten Klassik-Schwerpunkt. Thiébaud und seine Orchesterkollegen bestücken mehrere Kammerkonzerte: Am 20. Januar geben sie eine „Französische Matinée" um den Romantiker Théodore Gouvy. Die Sopranistin Gabriele Rossmanith, unlängst zur Kammersängerin geadelt, begleiten sie zu „La Bonne Chanson" (2.2.). Christian Kunert, der preisgekrönte Solo-Fagottist der Philharmoniker, spielt „Fagottissimo" mit den German Classical Players, einem weiteren Ensemble des umtriebigen Thiébaud (15./16.2.). Deren Unterabteilung „German Winds" ist am 26. und 27. Januar mit Werken von Beethoven, George Onslow und Théodore Gouvy zu hören.

Die Philharmoniker haben Ravels „Ma mère l'oye" auf dem Programm ihres 5. Abokonzerts (27./28.1.), und François Salignat, Korrepetitor in der Staatsoper, gibt einen Klavierabend, den er unter das Motto „Die Vielfalt der Inspiration" stellt (2.2.). Das Ensemble Obligat (18./19.1.) spielt ein französisches Programm, und die Schwestern Elena und Julia Sukmanova führen, sekundiert von der Moderatorin Birgit Kiupel, durch einen Salon der Sängerin Pauline Viardot, die im 19. Jahrhundert das europäische Musikleben maßgeblich mitgeprägt hat (3.2.).

„Die schwarze Tulpe" ist eine Hommage an die Sängerin Barbara

Natürlich dürfen auch andere musikalische Disziplinen nicht fehlen. Marie-Laure und die Mannschaft, ja, so nennt sich das Ensemble, bitten zum „Letzten Tango du Port"; der Titel trägt den Geburtsort des Tangos, nämlich den Hafen, schon in sich (31.1.). Und was wäre unser Frankreichbild ohne Chansons? „Amour fou – Unter den Dächern von Paris" heißt es am 26. Januar. Der Marseiller Christophe Garnerone hat sein Soloprogramm gleich mit seinem Vornamen überschrieben (16.2.). „Die schwarze Tulpe" schließlich versteht sich als eine Hommage an die Sängerin und Komponistin Barbara (24.1.), die in den 60er-Jahren mit dem Lied „Göttingen" international berühmt wurde: eine Liebeserklärung an Deutschland und ein Plädoyer für die Völkerverständigung, ganz im Sinne der beiden Herren aus dem Elysée.

Unter dem Motto „Bridging the Gap" diskutieren der Politiker und Publizist Daniel Cohn-Bendit und weitere Gäste am 21. Januar die Frage: „Wo bleiben die europäischen Intellektuellen in der europäischen Krise?" Jette Steckel inszeniert Camus' „Der Fremde" (18.1.), Kirschkern & Compes führen französisches Kindertheater auf (9.2.). Autorenlesungen und Ausstellungen, Filmvorführungen und Videopräsentationen machen das dichte Kulturprogramm in Hamburg, Quickborn und Pinneberg komplett.

Drumherum geht es mit Festen, Workshops und Kulturaustausch unbeschwert gesellig zu. Und wer nach dem Ende der Kulturtage Entzugserscheinungen hat, der kann am 23. März noch mal so richtig feiern: Da bittet der Verein „Hambourg Accueil" zum „Bal de l'Amitié franco-allemande" ins Hotel Atlantic. Ball der deutsch-französischen Freundschaft. Wer hätte das gedacht, damals, vor 50 Jahren.

„arabesques" 17.1. bis 18.2., Infos unter T. 63 94 10 67; Programm und Veranstaltungsorte siehe www.arabesques-hamburg.de

Marie-Laure Timmich und ihre Truppe „die Mannschaft" singen vom Hafen, von Liebe und Sehnsucht in „Der letzte Tango du Port" Foto: Steven Haberland

THALIA

juedische-allgemeine.de

18. Januar 2013

Veranstaltungen
»Bridging the Gap«
Eine neue Dialogreihe in Hamburg zu europäischen und jüdischen Fragen

© pr

»Bridging the Gap« – »Den Spalt überbrücken« heißt eine neue Dialogreihe des Vereins zur Förderung des Israel-Museums e.V. und des Thalia-Theaters in Hamburg. Eröffnet wird die Reihe am Montag, den 21. Januar um 20 Uhr mit einer Podiumsdiskussion zum Thema »Wo bleiben die Intellektuellen in der europäischen Krise?«.

Das Panel ist prominent besetzt. Es diskutieren Daniel Cohn-Bendit, Europa-Abgeordneter der Grünen, der ehemalige Bundeskulturminister und SPD-Politiker Michael Naumann, Alain Ehrenberg vom Pariser Forschungsinstuitut CESAMES, Gesine Schwan, ehemalige Beauftragte der Bundesregierung für deutsch-polnische Angelegenheiten und der frühere Botschafter Polens in Deutschland, Janusz Reiter.

Identität Mit einem eminent jüdischen Thema wird sich die zweite Veranstaltung am Sonntag, den 3. März um 11 Uhr befassen: »Jüdische Identität in Europa – zwischen Anpassung und Selbstfindung«.

Bei der Matinee versuchen der Hamburger Rabbiner Shlomo Bistritzky, die Publizistin Isolde Charim, Michel Friedman und die Schriftstellerin Julya Rabinowich die Fragen zu beantworten: Wie sehen jüdische Lebenswelten und Alltagskultur in Deutschland und in Europa aus? Und was ist die Zukunft des Judentums außerhalb Israels? ja

Manuskript "Intellektuelle in der Krise?"

Axel Schröder
[redacted]

Deutschlandradio

Bridging the Gap, gesendet am 21.1.2013

Von Axel Schröder

Brücken bauen will Joachim Lux mit der neuen Reihe das Thalia-Theaters „Bridging the Gap". Anders formuliert: die Gaps, also: die Lücken sollen gefüllt werden, Grenzen überwunden werden. Etwas konkreter fasst die Überschrift über der Auftaktdebatte das Thema: „Wo sind die Intellektuellen in der Krise?" war die Leitfrage. Gemeint war die Krise Europas. Vor allem die ökonomische Krise des Staatenbunds, aber auch die Schwierigkeiten auf kultureller und politischer Ebene. Auf dem Podium sollten vier ausgewiesene Intellektuelle Europas dieses Frage diskutieren: die Präsidentin der Humboldt-Viadrina School of Governance Gesine Schwan, der EU-Parlaments-Abgeordnete Daniel Cohn-Bendit der ehemalige Kulturstaatsminister Michael Naumann und der polnische Botschafter Janusz Reiter. – Bei allem Einvernehmen darüber, wie wichtig ihnen die europäische Idee ist, war vor allem gleich zu Beginn klar, wie unterschiedlich die Blickwinkel auf Europa ausfallen: Daniel Cohn-Bendit kam aus dem Schwärmen über Europa kaum heraus:

Daniel Cohn-Bendit: *Der Traum: der Rhein ist keine Grenze mehr, sondern ein Binnenfluss. Der zweite Traum war die Elbe: die Elbe ist keine Grenze mehr, sondern ein Binnenfluss. Und jetzt können die Leute mit mir weiterträumen: der Bosporus! Von mir aus können wir bis zum Ostmittelmeer gehen. Das können wir alles politisch diskutieren. Aber erstmal ist Europa der Ort der Träume. Wo man solche Feindschaften überwinden kann.*

Michael Naumann kennt diese Schwärmerei und teilt natürlich diese Friedensideale. Nur sein Blick auf Europa ist nüchtern, zieht Bilanz unter Jahrhunderte voller Leid und Krieg:

Michael Naumann: *Europa ist über 200 Jahre das Zentrum einer kulturellen und zivilisatorischen Welthybris gewesen. Europa – das geistige und intellektuelle, das industrielle, das übrigens auch christlich-missionarische – definierte sich aus einem tiefen Gefühl der Überlegenheit über alle anderen Zivilisationen hinweg.*

Und diese Hybris wurde zwar durch die Europäische Integration gezügelt, kommt aber immer noch zum Ausdruck, wenn es um die derzeitige wirtschaftliche Krise auf dem Kontinent geht. Dann, und da waren sich alle Diskutanten einig, vergreife sich die deutsche Regierung schnell mal im Ton. Dann kehren, da waren sich Naumann und Gesine Schwan einig, die Kanzlerin und ihr Finanzminister Wolfgang Schäuble, sie zurück zu einem oberlehrerhaften Ton, einer Attitüde, die zum Beispiel die Griechen bevormundet. Und damit wird Vertrauen zerstört:

Gesine Schwan: *Das Problem ist ja, dass die ökonomische Krise gerade von der deutschen Seite sehr moralisierend interpretiert worden ist. In dem Sinne, dass die, denen es schlecht geht, auch selbst dran schuld waren. Und uns geht es gut, weil wir so fleißig sind. Das ist der Subtext, der aus all diesen Regierungsdeklarationen kommt.*

Dabei sollte die deutsche Regierung nicht vergessen, welchen Anteil die Bundesrepublik an der griechischen Tragödie hat: immerhin sei nur schwer erklärbar, warum die Lieferung von 1.400 Leopard-Panzern an Griechenland mit staatlicher Unterstützung vonstattenging.
Am Ende der Debatte war klar: warum sich die europäischen Intellektuellen in der Krise nicht mit einer Stimme zu Wort melden, diese Frage ist in einer zweistündigen Veranstaltung nicht zu klären. Offenbar gibt es zwar immer wieder aufflackernde intellektuelle Debatten auf nationaler Ebene,, aber jede dieser Intellektuellen-Gruppe sei mit den nationalen Diskursen beschäftigt, weniger europäischen: Janusz Reiter stellte ernüchtert fest: die Stimmen der polnischen Intellektuellen hatten in Solidarnosc-Zeiten, also Ende der Achtzigerjahre noch Gewicht. Seitdem ist es still geworden, seitdem wird

dort debattiert ob die ökonomische Öffnung des Landes hin zur freien kapitalistischen Marktwirtschaft tatsächlich eine so gute Idee war bzw. wie diese Öffnung das Land – nicht nur zum Guten - verändert habe. Zusammen mit Gesine Schwan wünscht sich Reiter ein europäisches Geschichtsbuch für die Schülerinne und Schüler in Europa. Wenn das gelänge, wäre schon viel erreicht. Nicht jeder müsse jeden verstehen. Aber die einstigen Feinde sollten in der Lage sein, sich in den anderen hineinzuversetzen.

Janusz Reiter: *Im Grundes genommen kommt es immer auf die an, deren Verhältnisse in er Geschichte am schwierigsten waren, am kompliziertesten. Deutschland – Polen, Deutschland – Frankreich, Polen – Russland, usw.. Wenn man es dort schafft, dann schafft man es auch woanders.*

Mai
Juni
Ab Juli
Kulturbereiche
Archiv 2013
Archiv 2012
Archiv 2011
Archiv 2010
Archiv 2009

BÜHNE **BRIDGING THE GAP: WO BLEIBEN DIE INTELLEKTUELLEN IN DER EUROPÄISCHEN KRISE**
Thalia Theater, Alstertor

21.01.2013, 20:00 Uhr - 22:00 Uhr

Er könne zwar nicht versprechen, die Frage zu lösen, wo die europäischen Intellektuellen in der Zeit der Krise steckten, aber er werde sich gern an der Suche nach ihrem Versteck beteiligen, so der polnische Diplomat Janusz Reiter. Mit ihm auf die Suche begeben sich vier herausragende Europäer. Anlässlich des 50. Jahrestags des Elysée-Vertrages und der aktuellen Krise diskutieren sie über das Selbstverständnis Europas und dessen zukünftige gesellschaftliche Gestaltung: Dabei ist der deutsch-französische Politiker Daniel Cohn-Bendit, der in seinem Aufsehen erregenden Manifest „Für Europa!" für ein echtes förderales Europa plädiert. Sie fragen sich, warum sich die Intellektuellen nicht über alle Ländergrenzen hinweg vereinigen und um einen politischen und kulturellen Raum streiten, in dem es nicht nur um den Euro geht, sondern auch um Freiheit, Vielfalt und Selbstbestimmung einer europäischen Bürgerschaft. Dies ist der Auftakt der Dialogreihe „Bridging the Gap", die sich der großen Frage des 21. Jahrhunderts stellt, wie Menschen unterschiedlicher Religions- und Kulturkreise miteinander leben können. Sie will Brücken bauen zwischen dem Anderen und dem Eigenen und trägt so bei zur Überwindung kultureller, religiöser und politische Konflikte in einer sich stetig vernetzenden Welt.

Mit Daniel Cohn-Bendit (MdEP, Strassburg), Staatsminister a. D. Prof. Dr. Michael Naumann (Geschäftsführer Barenboim-Said Akademie), Prof. Dr. Alain Ehrenberg (CESAMES, Paris), Prof. Dr. Gesine Schwan (ehem. Beauftragte der Bundesregierung für deutsch-polnische Angelegenheiten, Präsidentin, Humboldt-Viadrina School of Governance), Botschafter Janusz Reiter (Präsident, Center for International Relations, Warschau)

Einführung Sonja Lahnstein-Kandel

Moderation Joachim Lux

Eine Dialogreihe des Vereins zur Förderung des Israel-Museums e.V. und des Thalia Theaters gefördert von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius

DIREKT ZU

Französisches Generalkonsulat Hamburg

NEWSLETTER

> Abonnieren

STELLENANGEBOTE

> Anschauen

CAMPUSFRANCE

Wachstum Wohlstand? und/oder Croissance bien-être? Deutsch-französische Dialoge 2011-201

Wir diskutieren unter www.wachstum-wohlstand.

THALIA

DIE WELT

23.1.2013

LEUTE VON WELT

Joachim Lux, Sonja Lahnstein-Kandel, Vorsitzende des Vereins zur Förderung des Israel-Museums, Daniel Cohn-Bendit

THALIA THEATER

Auftakt einer neuen Dialogreihe

„Bridging the Gap" ist eine neue Dialogreihe des Vereins zur Förderung des Israel-Museum e.V. und des Thalia Theaters Hamburg. Die Veranstaltungsreihe will zeigen, dass ein Dialog über Grenzen und auch deutliche Gegensätze hinweg möglich ist und Vorurteile überwindbar sind. Dabei widmet sie sich der großen Frage des 21. Jahrhunderts, wie Menschen unterschiedlicher Religions- und Kulturkreise miteinander leben können. Zur Auftaktveranstaltung im Thalia Theater am Montagabend ging es um die Frage „Wo bleiben die Intellektuellen in der europäischen Krise?" Nach einem 30-minütigen Vorempfang mit rund 150 geladenen Gästen, darunter auch die Zweite Bürgermeisterin **Dorothee Stapelfeldt**, füllten sich gegen 20 Uhr die Reihen und Ränge des Theaters. Wenig später wurden die Türen geschlossen und die Dialogrunde mit **Daniel Cohn-Bendit** (Mitglied des Europäischen Parlaments), Staatsminister a. D. Prof. Dr. **Michael Naumann**, Prof. Dr. **Gesine Schwan** und Botschafter a. D. **Janusz Reiter** auf der Bühne begrüßt.

ANZEIGE

SAHLING
düfte
WWW.SAHLING-DUEFTE.DE

Janusz Reiter (Direktor des Zentrums für Internationale Beziehungen in Warschau) und Prof. Dr. Gesine Schwan

JÜRGEN JOOST

Die französische Generalkonsulin Sylvie Massiere mit Dr. Dorothee Stapelfeldt und Andrzej Osiak (Generalkonsul Polen)

Prof. Dr. Michael Naumann mit Ehefrau Marie Warburg, Barbara und Jan Karan, Chrissa Goetsch und Dr. Andreas Hoffmann (Geschäftsführer Bucerius Kunst Forum)

THALIA

abendblatt.de

23. Januar 2013

Gesine Schwan: "Das Nationale muss überwunden werden"

Daniel Cohn-Bendit, Janusz Reiter, Michael Naumann und Gesine Schwan diskutierten über Identität, Geschichte und Zukunft von Europa.

Hamburg. Die Auftaktveranstaltung zur Dialogreihe "Bridging the Gap" im Thalia Theater hatten sich offenbar viele Zuschauer als spannend vorgestellt. Sie sollten nicht enttäuscht werden. Trotz des eher drögen Titels "Wo bleiben die Intellektuellen in der europäischen Krise?" war das Theater am Montagabend ausverkauft. Was die Diskutanten Daniel Cohn-Bendit (Mitglied des Europaparlaments), Gesine Schwan (Präsidentin der Viadrina Hochschule), Botschafter Janusz Reiter (Präsident des Center for International Relation in Warschau) und der ehemalige Kulturstaatsminister Michael Naumann über Europa zu sagen hatten, war lehrreich, unterhaltsam und klar formuliert. Das Publikum reagierte kenntnisreich.

Das Projekt "Bridging the Gap", das seit 19 Jahren jüdische und palästinensische Kinder im Israel-Museum zu Kunstprojekten zusammenbringt, steht vorbildlich für Zusammenarbeit. Thalia-Intendant Joachim Lux fragte danach, wie sich die Zusammenarbeit in Europa gestaltet und welche historische Idee für Europa steht. Gesine Schwan antwortete: "Europa steht gegen Willkür und für Gewaltenteilung, es ist die Verbindung von Freiheit und Sicherheit und die Idee von der Würde des Menschen." Und: "Das Nationale muss überwunden werden." Kein Volk dürfe ein anderes kränken. Cohn-Bendit, wie immer ein amüsanter Redner, empfand, "Europa fängt bei Deutschland und Frankreich an" und sei nun der Raum, "in dem politischer Streit ohne Krieg ausgetragen werden kann". Europa war "200 Jahre Ort der Hybris", stöhnte Michael Naumann, was den polyglotten Cohn-Bendit animierte, über deutsche Miesmacherei zu lästern.

Janusz Reiter formulierte: "Es darf keine Verlierer geben", Deutschland würde derzeit recht hegemonial auftreten. Auch Gesine Schwan mokierte sich über deutsche Besserwisserei etwa beim Thema Griechenland: "Man darf ein Volk nicht kränken." Sie plädierte für gemeinsame europäische Projekte in der Energiepolitik. Janusz Reiter empfahl eine "gemeinsame Sicherheits- und Verteidigungspolitik", Daniel Cohn-Bendit fragte sich, wozu es in Europa 1,5 Millionen Soldaten gebe. Er empfahl ein europäisches Grundgesetz und ein "Erasmus-Programm für jeden, der es wolle. Ein Jahr im Ausland arbeiten, das würde uns näher zusammenbringen."

Als Janusz Reiter bemängelte, Europa sei zu sehr von der Idee des Kaufens und Verkaufens durchdrungen, gab's Applaus. "Wie können wir stark bleiben?" wurde gefragt, denn Cohn-Bendit wusste: "In 30 Jahren wird kein europäisches Land mehr Mitglied der G8-Staaten sein."

THALIA

lepetitjournal.com

24. Januar 2013

FESTIVAL ARABESQUES – Daniel Cohn-Bendit a enthousiasmé les intellectuels de Hambourg

Dans le cadre du festival Arabesques en l'honneur des 50 ans du traité de l'Elysée, lundi soir au Thalia Theater quatre personnalités du monde politique et européen se sont donné pour but de chercher les intellectuels à l'heure de la crise européenne. Du côté franco-allemand, Daniel Cohn-Bendit a brillé par son éloquence, son humour et son aisance à enthousiasmer un public.
Un animateur, quatre "Européens convaincus" et un thème : où se cachent les intellectuels pendant la crise européenne ? En cette soirée du 21 janvier, une chose était sûre, les intellectuels de Hambourg n'étaient pas difficiles à trouver. Ils s'étaient tous donné rendez-vous au Thalia Theater !

Parmi les personnes invitées à débattre : Prof. Dr. Michael Naumann (directeur de l'académie Barenboim-Said et ancien premier ministre d'État de la culture en Allemagne), Prof. Dr. Gesine Schwan (présidente de la Humboldt-Vladrina School of Governance et ancienne déléguée du gouvernement allemand aux affaires germano-polonaises), Janusz Reiter (ancien ambassadeur de la Pologne aux USA, conseiller du gouvernement polonais sur les questions climatiques) et enfin Daniel Cohn-Bendit (membre du parlement européen à Strasbourg).

Bridging the Gap : favoriser la tolérance par la connaissance de l'autre
Ce débat faisait partie d'une série de manifestations dans le cadre de Bridging the Gap, organisé par le Thalia Theater et visant à améliorer l'entente entre les peuples. Quoi de mieux que ce cadre pour parler de l'Europe, de la crise (économique, financière et écologique) et du rôle des intellectuels ? Ne sont-ils pas là pour, entre autres, rassembler les peuples, les amener à plus de raison et de tolérance ? Mais en ce soir du 21 janvier, était-il vraiment question en premier lieu des intellectuels ? Ils seront certes évoqués, très brièvement, à la fin du débat. Pour la majeure partie de la discussion, il s'agira du monde politique et de ceux qui « font » l'Europe. Et la société civile dans tout ça, vous et moi ? Et la culture ? Hmm. On notera en effet quelque lacune au cours des deux heures de conférence, mais le sujet si vaste nécessiterait bien plus de temps pour débattre en profondeur.

Cohn-Bendit, la french touch rafraîchissante du débat
Cependant, une personne a su rendre ce débat instructif, amusant, passionnant, enthousiasmant ! De plus, il est un symbole pour les festivités actuelles avec une carrière politique franco-allemande. Oui, il est bien sûr question de Daniel Cohn-Bendit. Grâce à son aisance à parler en public, il explique l'Europe à force d'anecdotes aussi drôles qu'intéressantes. A la 1ère question « L'Europe est-elle un lieu ? Si oui, où se termine-t-elle ? », sa réponse : « Il faudrait peut-être d'abord savoir où elle commence. » Il fait ensuite de l'humour sur son surnom Dany avec M. Naumann, le prend à partie, lui touche le bras, taquine M. Reiter… lequel ne rentre pas dans son jeu. Le franco-allemand en fait-il trop ? Cependant chacun de ses points fait mouche et suscite des applaudissements. Et il en rajoute : « Autrefois les peuples combattaient entre eux. Aujourd'hui ils font la même chose mais en débattant au parlement européen ! C'est pas génial ça ? » Cohn-Bendit, c'est un peu le Fabrice Luchini du monde politique, un enthousiasme palpable et terriblement communicatif, un trublion qui bouscule le ton formel du débat en provoquant à coup de chiquenaudes verbales.

Une ouverture sur l'avenir plus que nécessaire
Mais vient alors le sujet plus houleux de la place de l'Allemagne dans l'Europe et de la politique de l'hégémonie. Angela Merkel a hélas entaché l'image de son pays en raison de certains de ses propos sur la Grèce. « Keinen Cent für Griechenland » est hélas de notoriété internationale. Succèderont de nombreux sujets censés apporter une ouverture positive de l'Europe sur l'avenir et ses nombreuses améliorations possibles : la solidarité, la co-responsabilité, la

régionalisation de l'Europe, l'apport de la mixité, comment surmonter les préjugés et différences culturelles, et ce dès l'école...

Un commentaire sur la présence des intellectuels dans les divers forums sur internet viendra apporter un élément de réponse au thème principal, mais la fin abrupte après très précisément deux heures de débat (L'heure c'est l'heure... Ne sommes-nous pas en Allemagne ?) laissera à beaucoup le sentiment de rester sur sa faim. Heureusement, avec les nombreuses manifestations qu'organise le festival Arabesques, jusqu'au 18 février impossible de rester sur sa faim d'Europe et de culture franco-allemande.

THALIA

Deutsch-Israelische Gesellschaft e.V..de

Februar 2013

Termine

Dialogreihe „Bridging the Gap“

Sonntag, 03. März 2013, 11 Uhr Thalia Theater Hamburg

„Jüdische Identität in Europa – zwischen Anpassung und Selbstfindung“ ist das Thema der zweiten Veranstaltung der Dialogreihe „Bridging the Gap“, in der es um die große Frage des 21. Jahrhunderts geht, wie in einer sich stetig vernetzenden Welt die Menschen unterschiedlicher Religions- und Kulturkreise miteinander leben können.
Die aktuellen Antisemitismus-Debatten, zuletzt die um die Äußerungen zur Israel-Politik des Journalisten Jakob Augstein oder die Affäre um das Buch "Allein unter Deutschen" des amerikanischen Regisseurs Tuvia Tenenbom, zeigen, dass in der Öffentlichkeit die Auseinandersetzung mit dem Judentum hauptsächlich als historischer Rückblick oder im Zusammenhang mit Rechtsextremismus oder dem Nahostkonflikt stattfindet. Doch die jüdischen Gemeinschaften in Deutschland haben sich in letzter Zeit deutlich gewandelt – zum einen durch Einwanderer aus dem Osten und zum anderen durch eine jüngere Generation, für die der Holocaust und Israel nicht unbedingt im Vordergrund stehen. Das europäische Judentum entwickelt sich dabei zwischen Ultraorthodoxen, die von der Torah und für die Torah leben und denen, die ihr Judentum nicht in erster Linie auf Glauben und Traditionen stützen. Zwischen Traditionalisten, Liberalen und Atheisten verläuft ein breites Spektrum. Was also heißt jüdische Identität heute? Wie sehen jüdische Lebenswelten und Alltagskultur in Deutschland und in Europa aus und welche Bedeutung haben sie? Und was ist die Zukunft des Judentums außerhalb Israels?
Wir freuen uns auf die Gäste unserer zweiten Diskussionsrunde: Rabbiner Shlomo Bistrizky (Jüdische Gemeinde Hamburg), Dr. Isolde Charim (Philosophin und Publizistin), Dr. Dr. Michel Friedman (Rechtsanwalt, Moderator und ehem. Präsident des Europäischen Jüdischen Kongresses), Julya Rabinowich (Schriftstellerin und Malerin).

Moderation: Sonja Lahnstein-Kandel, Vorsitzende des Vereins zur Förderung des Israel-Museums e.V., Einführung: Beate Heine, Chefdramaturgin des Thalia Theaters.

Bestellen Sie Ihre Karten bequem per Email an theaterkasse@thalia-theater.de oder telefonisch unter 040 32 81 4 444.
Weitere Informationen unter: http://is.gd/rc7lZC.
Eine Dialogreihe des Vereins zur Förderung des Israel-Museums e.V. und des Thalia Theaters, gefördert von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius.

THALIA

HAMBURGER MORGENPOST

22.02.13

Michel Friedman talkt im Thalia-Theater

Hamburg – In der Reihe „Bridging The Gap" sprechen am 3. März (11 Uhr, 14/8 Euro) unter anderen Michel Friedman, Rabbiner Shlomo Bistritzky (Jüdische Gemeinde Hamburg) und die Schriftstellerin Julya Rabinowich über das Thema „Jüdische Identität in Europa".

THALIA

Jüdischer Salon am Grindel.de

Februar 2013

DER SALON AKTUELLES

Hinweis: Dialogreihe »Bridging the Gap« im Thalia Theater
»Jüdische Identität in Europa – zwischen Anpassung und Selbstfindung«
Sonntag, 3.03.13, 11.00 Uhr
Thalia Theater Hamburg
Mit: Rabbiner Shlomo Bistrizky (Jüdische Gemeinde Hamburg), Dr. Isolde Charim (Philosophin und Publizistin), Dr. Dr. Michel Friedman (Rechtsanwalt, Moderator und ehem. Präsident des Europäischen Jüdischen Kongresses), Julya Rabinowich (Schriftstellerin und Malerin). Moderation: Sonja Lahnstein-Kandel, Vorsitzende des Vereins zur Förderung des Israel Museums in Jerusalem. Einführung: Beate Heine, Chefdramaturgin des Thalia Theaters.

Die aktuellen Antisemitismus-Debatten, zuletzt die um die Äußerungen zur Israel-Politik des Journalisten Jakob Augstein oder die Affäre um das Buch "Allein unter Deutschen" des amerikanischen Regisseurs Tuvia Tenenbom, zeigen, dass in der Öffentlichkeit die Auseinandersetzung mit dem Judentum hauptsächlich als historischer Rückblick oder im Zusammenhang mit Rechtsextremismus oder dem Nahostkonflikt stattfindet. Doch die jüdischen Gemeinschaften in Deutschland haben sich in letzter Zeit deutlich gewandelt – zum einen durch Einwanderer aus dem Osten und zum anderen durch eine jüngere Generation, für die der Holocaust und Israel nicht unbedingt im Vordergrund stehen. Das europäische Judentum entwickelt sich dabei zwischen Ultraorthodoxen, die von der Torah und für die Torah leben und denen, die ihr Judentum nicht in erster Linie auf Glauben und Traditionen stützen. Zwischen Traditionalisten, Liberalen und Atheisten verläuft ein breites Spektrum. Was also heißt jüdische Identität heute? Wie sehen jüdische Lebenswelten und Alltagskultur in Deutschland und in Europa aus und welche Bedeutung haben sie? Und was ist die Zukunft des Judentums außerhalb Israels?

Karten im Thalia Theater. Weitere Informationen zur Dialogreihe Bridging the Gap hier.

Hinweis Jazzkonzerte des Leon Gurvitch Projects
Eröffnungskonzert am Mittwoch, den 20. Februar 2013 um 20 Uhr
Aula der Talmud-Tora-Schule Grindelhof 30, 20146 Hamburg
Gemeinsam mit der Jazzwerkstatt Berlin e. V., dem Musikproduzenten Ulli Blobel und dem Gemeindemitglied Leon Gurvitch kommt die Jüdische Gemeinde Hamburg in den Genuss von insgesamt fünf Jazzkonzerten der Extraklasse. Leon Gurvitch ist Pianist, Komponist, Arrangeur und Dozent am Johannes-Brahms-Konservatorium in Hamburg. Mit seinem Ensemble arbeitet er mit weltbekannten Musikgrößen zusammen. Das Eröffnungskonzert bringt Leon Gurvitch und den amerikanischen Trompeter Paul Brody zusammen, ein besonderes Erlebnis.
Eintritt 15,- €/12,- € (ermäßigt)
Karten an der Abendkasse
Weitere Termine in 2013:
20. März 2013 Florian Weber's MINSARAH
02. Oktober 2013 Anthony Braxton & Alexander v. Schlippenbach
23. Oktober 2013 Klezmer mit dem Leon Gurvitch Project
11. Dezember 2013 Hyperactive Kid mit Gästen anlässlich des 10jährigen Bestehens

DIE WELT 2. März 2013

„Glaube gibt dem Leben Struktur“

Ein Gespräch über jüdische Identität der Gegenwart mit Sonja Lahnstein-Kandel und Rabbiner Shlomo Bistritzky

ASTRIDGARD SEEGERS

Was wissen wir eigentlich über das Judentum? Gibt es ein spezifisch europäisches? Denkt, wer an Juden denkt, heute hauptsächlich an den Holocaust? Oder an Israel, zu dessen acht Millionen Einwohnern 20 Prozent Araber gehören? Entfacht die jüngste Debatte um Jakob Augstein, der ultra-orthodoxe Juden mit islamistischen Fundamentalisten gleichsetzte, mehr über Antisemitismus in Deutschland, als uns bewusst war? „Jüdische Identität in Europa – zwischen Anpassung und Selbstfindung“ heißt die zweite Diskussion der Dialogreihe „Bridging the Gap“, die am Sonntag im Thalia Theater stattfinden wird. Hamburgs Landesrabbiner Shlomo Bistritzky, ein orthodoxer Vertreter des Judentums, wird an der Diskussion teilnehmen. Sonja Lahnstein-Kandel, die sich den säkularen Juden zurechnet, moderiert die Moderation.

DIE WELT: Was heißt jüdische Identität in Hamburg heute?

SHLOMO BISTRITZKY: Wir leben hier in der Diaspora, zwischen Nichtjuden, und wir möchten, dass einer den anderen versteht, möchten unsere Religion über vermitteln. Aber wir missionieren ja nicht. Jude ist man, wenn man eine jüdische Mutter hat. Für mich besteht Judentum vor allem in der Religion. Wir müssen sie unter den Juden und nach außen stärkmachen.

SONJA LAHNSTEIN-KANDEL: Ich bin nicht religiös. Das war ein Entwicklungsprozess. Ich bin in einem sozialistischen Land aufgewachsen, in Jugoslawien. Dort bin ich Jüdin aus Trotz geworden. Judentum ist mehr als Religion. Ich fühle mich als jüdische Weltbürgerin. Wie viele andere auch.

Haben Sie in den vergangenen zehn Jahren Veränderungen bemerkt? Wird Religion wieder wichtiger?

BISTRITZKY: Ich sehe die Entwicklung sehr positiv. Religion ist heute im Leben wichtiger geworden, weil unsere Zeit so schnelllebig ist. Die Menschen reisen viel, sind im Netz unterwegs. Man sucht wieder etwas, das Bedeutung hat, Sinn im Leben ergibt.

Gehört es zum Judentum dazu, dass man religiös sein sollte?

BISTRITZKY: Ja. Wie kann man die Zukunft gestalten, die jüdische Familie sichern, wenn man nicht religiös ist? Das Volk der Juden war früher eine Familie. Ein Volk sind wir erst geworden, als wir die Tora bekommen haben. Sie ist unser Wegweiser und stärkt unsere Identität. Wenn wir wissen, woher wir kommen, wer unsere Vorfahren waren, dann wissen wir auch, wohin es gehen soll.

FOLKERT MOUNIA

Sonja Lahnstein-Kandel und Landesrabbiner Shlomo Bistritzky vor der Talmud-Tora-Schule im Grindelviertel

LAHNSTEIN-KANDEL: Natürlich kommt man nicht ohne seine Vergangenheit aus. Aber das ist doch nicht nur den Juden vorbehalten. Es gilt für alle Menschen. Im Judentum hält man besonders an Traditionen fest, weil man glaubt, sonst würde sich alles verwässern. Wir müssen aber auch die säkularen Juden mitnehmen. Es gehört genauso zum Judentum dazu, Fragen zu stellen, nach dem Sinn zu suchen. Auch das ist eine Tradition, nach Gott zu suchen. Es gibt auch gläubige Juden, die viele der Traditionen nicht wollen.

BISTRITZKY: Tradition und modernes Leben sind kein Widerspruch, sie können sich ergänzen. (*Der Rabbi zeigt sein Handy, auf dem unter anderem Apps für sein Gebetbuch, einen Kompass, den Beginn des Schabbat und hebräische Texte sind.*) Es gibt in Europa und in den USA viele Juden, die säkular leben, die aber versuchen, die religiösen Traditionen dem eigenen Leben anzupassen. Das finde ich problematisch. Man sollte sein Leben der Tora anpassen, nicht umgekehrt. Es gibt einen Grund dafür, warum es die Juden seit Jahrtausenden gibt: Wir haben uns immer an die Tora gehalten. Das darf man an keiner Stelle aufweichen. Warum gibt es keine jüdischen Nachkommen mehr von Moses Mendelssohn, dem berühmten deutschen Philosophen? Er hat sich nicht an die Tora gehalten, und als Ergebnis waren seine Kinder dem Judentum entfremdet. Womit ich nicht seine Lebensleistung infrage stellen möchte.

LAHNSTEIN-KANDEL: Das ist doch Unsinn. Er ist der Wegbereiter der Aufklärung, der Emanzipation. Wir alle profitieren heute von seinen Ideen. Sein Vermächtnis ist bedeutender als Riten.

Was schätzen Sie: Gibt es mehr Gläubige oder mehr Nichtgläubige?

BISTRITZKY: Ich glaube, in Israel ist der Prozentsatz der Nichtgläubigen recht groß. Aber an Jom Kippur feiern sie trotzdem und fahren nicht Auto. Und bei Trauerfällen kommen sie dann auch auf die Traditionen zurück. Das ist sehr widersprüchlich.

LAHNSTEIN-KANDEL: Wenn heute jemand Antisemit ist, wogegen richtet sich das, gegen die gläubigen Juden oder gegen Israel?

BISTRITZKY: Nicht unbedingt gegen Juden, sondern meist gegen Israel.

LAHNSTEIN-KANDEL: Ich werde häufig von Menschen angesprochen, die sehr interessiert sind und etwas über das Judentum wissen möchten. Oft höre ich dann: Ja, aber Israel, dort werden die Palästinenser unterdrückt. Es ist eine Art Reinwaschung, das heißt, man will eben doch etwas gegen Juden sagen dürfen.

BISTRITZKY: In der Beschneidungs-Debatte habe ich das erlebt. Da gab es Menschen, die froh darüber waren, etwas gegen Juden sagen zu können.

Was ist der Vorteil daran, gläubig zu sein?

BISTRITZKY: Das ist einfach: Man bekommt alles im Leben ganz leicht. Nehmen Sie das Beispiel der Trauer. Als Mensch trauere ich um einen Toten. Als gläubiger Mensch weiß ich, es muss einen Grund geben, warum Gott diesen Menschen hat sterben lassen. Gott hat gegeben, Gott hat genommen, wenn man daran glaubt, macht es vieles leichter. Der Glaube gibt dem Leben Struktur.

LAHNSTEIN-KANDEL: Das gilt für alle Religionen. Wenn man glaubt, ist man entlastet. Und auch entmündigt, weil man sich selbst nicht mehr quälen muss.

Das Leben wird leichter, wenn es Regeln gibt, die man einhalten muss. Und schwerer, weil man sie befolgen muss.

BISTRITZKY: Das ganze Leben ist ein Kampf zwischen Welt und Religion. Das Moderne enthält wenig Religion. Aber man kann auch im modernen Europa religiös leben.

Wie erklären Sie sich, dass es immer noch Antisemitismus in Deutschland gibt?

LAHNSTEIN-KANDEL: Antisemitismus scheint unausrottbar. Ein Meinungsmacher wie Jakob Augstein, der eine Zeitung besitzt und viel im Fernsehen auftritt, sollte sich seiner Verantwortung bewusst sein. Seine Kritik an Israel und den Juden öffnet Schleusen. Das ist gefährlich. Der Antisemitismus äußert sich immer differenzierter, Möllemann ist da vor 20 Jahren noch mit dem Holzhammer vorgegangen. Augstein macht das viel subtiler. Warum gibt es so wenige Stimmen in Deutschland, die sich dagegen äußern?

BISTRITZKY: Es ist in Deutschland nach der Schoah kein jüdisches religiöses Leben mehr übrig geblieben. Alle Rabbiner, die heute hier leben, sind Fremdsprachler. Denen fällt es sehr viel schwerer als Muttersprachlern, sich öffentlich in Diskussionen einzumischen. Viele Menschen wissen zu wenig über das Judentum. Jüdisches Leben ist hier nicht präsent. Es gibt beispielsweise kein Restaurant in Hamburg, in dem garantiert koscher gekocht wird. Ich lebe seit zehn Jahren in Hamburg, war hier aber noch nie essen.

Dialogreihe *„Bridging the Gap“*: *Thalia, 3. März, 11 Uhr, Karten: 32 81 44 44*

Hamburger Abendblatt
2./3. März 2013

„Glaube gibt dem Leben Struktur“

Ein Gespräch über **jüdische Identität** der Gegenwart mit Hamburgs Landesrabbiner und Sonja Lahnstein-Kandel

ARMGARD SEEGERS

HAMBURG :: Was wissen wir eigentlich über das Judentum? Gibt es ein spezifisch europäisches Judentum? Denkt, wer an Juden denkt, heute hauptsächlich an den Holocaust? Oder an Israel, jenen Staat, zu dessen acht Millionen Einwohnern 20 Prozent Araber gehören? Entlarvt die jüngste Debatte um Jakob Augstein, der ultra-orthodoxe Juden mit islamistischen Fundamentalisten gleichgesetzt hatte, mehr über Antisemitismus in Deutschland, als uns bewusst war? „Jüdische Identität in Europa – zwischen Anpassung und Selbstfindung“ heißt die zweite Diskussion der Dialogreihe „Bridging the Gap“, die am Sonntag, mitveranstaltet vom Verein des Israel-Museums, im Thalia Theater stattfinden wird.

Hamburgs Landesrabbiner Shlomo Bistritzky, ein orthodoxer Vertreter des Judentums, wird an der Diskussion teilnehmen, Sonja Lahnstein-Kandel, die sich den säkularen Juden zurechnet, übernimmt die Moderation.

Antisemitismus scheint unausrottbar.
Sonja Lahnstein-Kandel, Sozialunternehmerin

Wir treffen uns im Gemeindezentrum am Grindel. Bistritzky, der seit zehn Jahren in Hamburg lebt, um den Juden in der Diaspora „ihr Jüdischsein näherzubringen“, ist seit gut einem Jahr Landesrabbiner. Er gehört der orthodoxen Chabad-Lubawitsch-Bewegung an, wuchs in Israel auf und hat sich die deutsche Sprache selbst beigebracht. Sein Großvater wurde in Hamburg geboren, bevor die Familie vor den Nazis fliehen musste. Der Rabbi, ein noch junger Mann und Vater von sechs Kindern, wirkt sehr freundlich und zugewandt. Einer Frau darf er jedoch, nach den Regeln seines Glaubens, die er streng auslegt, nicht die Hand geben. „Sie wissen schon“, sagt er, „es symbolisiert eine Grenze, mit der Hand fängt es an und dann passiert mehr.“

Hamburger Abendblatt: *Was heißt jüdische Identität in Hamburg heute?*

Shlomo Bistritzky: Wir leben hier in der Diaspora, zwischen Nichtjuden, und wir möchten, dass einer den anderen versteht, möchten unsere Religion hier vorstellen. Aber wir missionieren ja nicht. Jude ist man, wenn man eine jüdische Mutter hat. Für mich besteht Judentum vor allem in der Religion. Wir müssen sie unter den Juden und nach außen starkmachen.

Sonja Lahnstein-Kandel: Ich bin nicht religiös. Das war ein Entwicklungsprozess. Ich bin in einem sozialistischen Land aufgewachsen, in Jugoslawien. Dort bin ich Jüdin aus Trotz geworden. Judentum ist mehr als Religion. Ich fühle mich als jüdische Weltbürgerin. Wie viele andere auch.

Rabbiner Shlomo Bistritzky und Sonja Lahnstein-Kandel vor der Talmud-Tora-Realschule in Hamburg

THALIA

HAMBURGER MORGENPOST

3. 3. 2013

Dialog: Judentum in Deutschland

11 Uhr, Thalia-Theater Jüdische Gemeinschaften in Deutschland haben sich deutlich gewandelt – zum einen durch den Generationenwechsel, zum anderen durch Einwanderer aus Osteuropa. Was heißt jüdische Identität heute? Darüber diskutieren unter anderem der Rechtsanwalt und Moderator Michel Friedman, die Schriftstellerin und Malerin Julya Rabinowich und der Rabbiner Shlomo Bistritzky von der Jüdischen Gemeinde Hamburg.

THALIA

spiegel.de

3. März 2013

Diskussion über jüdische Identität

Sehr heimisch und unglaublich fremd

Von Sebastian Hammelehle

Wie fühlen sich Juden in Europa und Israel? Und gibt es überhaupt die typisch jüdische Identität? In Hamburg diskutierten Michel Friedman, ein Rabbiner und zwei Autorinnen über ihr Verhältnis zu Religion und kultureller Tradition - unaufgeregt, nachdenklich und kurzweilig.

In Deutschland wird nicht selten über Juden, über Israel oder Antisemitismus diskutiert. Diese Debatten sind - bis hin zu den Äußerungen eines Literaturnobelpreisträgers - oft undifferenziert, hitzig oder von scharfen Vorwürfen geprägt.

Die seltene Gelegenheit einer unaufgeregten, nachdenklichen und dabei äußerst kurzweiligen Auseinandersetzung mit der Frage, ob es die Juden so pauschal überhaupt gibt, bot sich am Sonntag in Hamburg. Unter dem Titel "Jüdische Identität in Europa - zwischen Anpassung und Selbstfindung" diskutierten im Rahmen der Reihe "Bridging The Gap" im Thalia Theater vier Gesprächsteilnehmer. Durch eines wurden sie ebenso geeint wie unterschieden: dass man sie auf irgendeine Weise als Juden bezeichnen kann.

Denn: "Jude ist, wer eine jüdische Mutter hat oder konvertiert ist" - so die traditionelle Definition, die Shlomo Bistritzky, der Hamburger Landesrabbiner, auf dem Podium vortrug. Welche weiteren Gemeinsamkeiten ergeben sich daraus? Es sind offenbar nicht allzu viele. Bistritzky, Angehöriger orthodoxen Chabad-Lubawitsch-Bewegung, ist streng gläubig, sein Tag gegliedert von religiösen Vorschriften.

Auf der anderen Seite der frühere Zentralrats-Funktionär Michel Friedman. Er glaubt, wie er sagte, nicht an Gott, fühlt sich aber geprägt von einer jüdischen kulturellen Identität. In der Mitte die Moderatorin Sonja Lahnstein-Kandel, die mit der jüdischen Gemeinde vor allem dann zu tun hat, wenn Familienangelegenheiten anstehen - eine pragmatische Einstellung, die sie mit dem Großteil der Hamburger mit christlicher Konfession teilen dürfte.

Außerdem die österreichische Schriftstellerin und Malerin Julya Rabinowich, die als Kind in der Sowjetunion der siebziger Jahre erlebte, wie ihre Eltern ihre jüdische Herkunft verleugneten und für die deshalb das Aufwachsen in einem Künstlerhaushalt viel entscheidender war als Religion oder gar Ethnizität. Und die Wiener Publizistin Isolde Charim, die der Meinung ist, dass es das eine, vorherrschende Milieu in den westlichen Ländern nicht mehr gebe. In einer zersplitterten, vielschichtigen Gesellschaft würde deshalb die Erfahrung, anders zu sein, die das jüdische Selbstverständnis lange Zeit kulturell geprägt habe, von fast jedem Europäer gemacht. Würde man Charims These zu Ende denken, könnte sich daraus nur eine Schlussfolgerung ergeben: Zumindest in diesem Punkt sind wir mittlerweile alle Juden.

"Man tritt in eine Religion nicht ein wie in einen Verein"

Doch das Judentum ist, wie Isolde Charim auch feststellte, anders als das Christentum keine Bekenntnisreligion, für die man sich einfach entscheiden könne: "Man tritt in eine Religion nicht ein wie in einen Verein." Im Gegensatz zu den Angehörigen der beiden anderen monotheistischen Weltreligionen, dem Christentum und dem Islam, missionieren Juden nicht - und blieben deshalb über Jahrtausende auf eine überschaubare Gruppe beschränkt.

Die Rassenpolitik der Nazis ist Geschichte, das Etikett "Jude" aber hat überlebt: "Für die Außenwelt bleibt man Jude, auch wenn man sich von der Religion verabschiedet hat", stellte Michel Friedman fest und nannte das Beispiel

Allen: "In jedem zweiten Artikel steht, dass er Jude ist. Francis Ford Coppola dagegen wird nie als katholischer Regisseur bezeichnet. So lange das so ist, kann ich mich vom Judentum abkoppeln, so sehr ich will, ich bleibe leider 'der Jude'".

Grobschlächtiger Antisemitismus mag nicht salonfähig sein. Verbreiteter ist, wie Sonja Lahnstein-Kandel meinte, mittlerweile der aggressive, undifferenzierte Antiisraelismus: Dabei wird zwischen Juden und Israel allerdings kaum unterschieden. Michel Friedman nannte Beispiele: "Es sind israelische Siedlungen, aber in deutschen Zeitungen steht 'jüdische Siedlungen', es ist nicht 'der jüdische Staat', es ist der 'israelische Staat'."

Auch in Israel ist längst nicht jeder gläubig

Allerdings sei auch in Israel längst nicht jeder gläubig, und scharfe Kritik an der Regierung gehöre zum Alltag, so Friedman. In der bundesdeutschen Öffentlichkeit jedoch kritisiere man pauschal das Land, wenn es doch um Kritik an einer bestimmten Regierung gehen müsse.

Die Schriftstellerin Julya Rabinowich formulierte ihre eigenen Gefühle bei einem Israelbesuch schließlich in einem Satz: "Ich fühlte mich sehr heimisch und zugleich unglaublich fremd." Eine schöne Beschreibung, deren entspannte Widersprüchlichkeit man sich bei einem emotional derart aufgeladenen Thema häufiger wünschen würde. Die Diskussion in Hamburg kam ohne Rechthaberei aus und ohne den Zwang, endgültige Antworten zu finden - sie endete offen und in der Bereitschaft, sich in aller Unterschiedlichkeit zu respektieren.

Und vielleicht lag gerade in dieser Offenheit die einzig mögliche Antwort auf die Frage, ob es so etwas wie die typische jüdische Identität heute überhaupt gibt.

Hadile Ounallah-Saad und Frank-Walter Steinmeier im Haus der Warburgs

BERTOLD FABRICIUS

Blankeneser Begegnung

Beim VII. Haifa-Dinner in Hamburg spricht die arabisch-israelische Wissenschaftlerin Hadile Ounallah-Saad mit Frank-Walter Steinmeier über Lösungen für den Nahen Osten

Die Universität Haifa, wo die Wissenschaftlerin lehrt, könnte als Modell für die Region gelten

THOMAS FRANKENFELD

Wer von Hadile Ounallah-Saad lediglich weiß, dass sie eine bekannte Alzheimer-Forscherin an der Universität Haifa in Israel ist und drei Kinder hat, stellt sich einen mütterlichen Typ mittleren Alters vor. Und ist völlig verblüfft, wenn er vor einer grünäugigen Schönheit steht, die kaum älter aussieht als Mitte zwanzig.

In Hamburg – und überhaupt zum ersten Mal in Deutschland – ist Hadile Ounallah-Saad, weil sie als Gast und Rednerin zum schon legendären Haifa-Dinner eingeladen wurde. Das Haifa-Dinner ist ein Forum des Deutschen Förderkreises der Universität Haifa ev. und dient dem Gedankenaustausch über den Nahen Osten. Es wird in der Regel in privater Atmosphäre mit prominenten Gästen veranstaltet.

Ounallah-Saad, tatsächlich 33 Jahre alt, ist in mehrfacher Hinsicht eine Ausnahmeerscheinung. Sie entstammt der Minderheit der arabischen Israelis, der rund 20 Prozent der israelischen Bevölkerung angehören. Vor allem aufgrund traditioneller Rollenbilder haben es arabische Frauen in Israel oft nicht leicht. Sie selber hat nie Schwierigkeiten gehabt – sie hatte den Vorteil, dass ihre Eltern sie von vornherein unterstützten. „Die Araber auf dem Gebiet des heutigen Israel haben in den letzten 150 Jahren viele politische Turbulenzen erlebt – von der osmanischen Zeit über die britische Besatzung bis zur Gründung des Staates Israel und danach. In Zeiten politischer Instabilität jedoch neigen Gesellschaften zur Rückkehr zu traditionellem, konservativem Verhalten, um ihre Identität zu bewahren. Aber heute erkennen immer mehr Frauen bei uns den Wert erstklassiger Bildung." In ihrem Volk gebe es einen Spruch, sagt die Wissenschaftlerin: „Erziehe eine Mutter zur Bildung, dann hast du gleich eine ganze Generation gebildet. Nach diesem Motto wurde ich erzogen. Schon meine Großmutter und meine Mutter strebten nach guten Abschlüssen."

Hadile Ounallah-Saad kam vor zweieinhalb Jahren an die Uni Haifa. Der Campus ist ein Mikrokosmos der friedlichen Koexistenz inmitten eines unruhigen Umfeldes. „Diese Universität spielt eine ganz erhebliche Rolle für die Bildung der arabischen Gemeinschaft in Nordisrael", sagt die Alzheimer-Forscherin. Sie ist auch deshalb ein Vorbild für viele arabisch-israelische Frauen, weil sie parallel zu ihrer akademischen Karriere drei Kinder großzieht. Ihr Mann verzichtete daher auf eigene höhere akademische Weihen und gründete eine Baufirma, um Geld zu verdienen.

In diesem Jahr fand das Haifa-Dinner im Privathaus des Hamburger Traditionsbankiers Max Warburg und seiner Frau Dr. Nagila Warburg in Blankenese statt. Zweiter Gastgeber war der frühere Bundesfinanzminister Prof. Manfred Lahnstein. Als bislang einziger Deutscher und Nichtjude war der Hamburger Lahnstein sechs Jahre lang Aufsichtsratsvorsitzender der Universität Haifa und ist derzeit dessen Stellvertreter. Seine Frau Sonja Lahnstein-Kandel leitet den Förderkreis.

Hadile Ounallah-Saad hat Glück: Hamburg zeigt sich von seiner sonnigen Seite; aus den Fenstern des herrschaftlichen Anwesens der Warburgs geht der Blick ungetrübt über Elbhang und Strom. Warburg, dessen Vater Eric den Förderkreis vor rund 40 Jahren gründete, ist ebenfalls stark engagiert in diesem Gremium.

Bei dem VII. Haifa-Dinner trifft die Alzheimer-Forscherin auf Frank-Walter Steinmeier. Der SPD-Spitzenpolitiker kennt den Nahen Osten und auch Haifa gut – 2008 besuchte er als Außenminister die Uni oben auf dem Karmel-Berg über der Stadt. „Seit Jahren herrscht Stillstand im Nahost-Friedensprozess", sagte der frühere Außenminister. „Und Stillstand bedeutet Rückschritt. Denn selbst wenn sich zwischen Israelis und Palästinensern nichts tut, verändert sich doch die Lage um Israel herum – und nicht zugunsten Israels." Die anfängliche Hoffnung darauf, dass die Veränderungen in Nordafrika – besonders in Ägypten und Tunesien – auch Veränderungen hin zur Demokratie sind, habe sich bislang nicht erfüllt. „Wir müssen froh sein, dass geschlossene Friedensverträge wie jener zwischen Ägypten und Israel nicht gekündigt worden sind", sagt Steinmeier. „Aber das reicht natürlich nicht – ein Friedensvertrag muss gelebt werden, und es muss investiert werden in diesen Frieden. Und da bin ich unsicher, ob das vonseiten der Nachbarn Israels derzeit in erforderlicher Weise geschieht."

Zur Frage, ob USA und EU mehr Druck auf den israelischen Premierminister Benjamin Netanjahu ausüben sollten, der unablässig neue Siedlungen in den Palästinensergebieten bauen lässt und damit weitere Hindernisse für einen Friedensprozess auftürmt, sagt Frank-Walter Steinmeier: „In Israel weiß man, dass die Welt Schritte hin zu einer Zweistaatenlösung erwartet. Israel hat gewählt, und es geht jetzt nicht darum, Druck auszuüben. Wir müssen nun hoffen, dass nach den Wahlen eine Regierung zustande kommt, die einen neuen Anlauf für Friedensgespräche nimmt. Ob das der Fall sein wird, weiß man nicht – aber Netanjahus Likud-Block hat bei den Wahlen verloren. Dagegen sind andere Parteien stärker geworden, die aufgeschlossener sind für Friedensgespräche mit den Palästinensern." Daher sei es weder garantiert noch ausgeschlossen, dass ein neuer Anlauf für Friedensgespräche im Nahen Osten genommen werde.

15-mal war Steinmeier bislang in Israel. Haifa ist für ihn eine „wunderbare Stadt mit einer wunderbaren Universität – die von einer wunderbaren Initiative hier aus Deutschland unterstützt wird".

Die Welt 8 März 2013

THALIA

Neue Rheinische Zeitung

8. März 2013

Kauft nicht beim Besatzer!

von Evelyn Hecht-Galinski

Allein schon die Frage, darf "Made in Israel" auf Siedlerprodukten stehen, ist widersinnig. Es muss sogar eine wahrheitsgemäße Herkunftsdeklaration auf allen israelischen Produkten stehen. Es sprudelt schon viel zu lange in deutschen Haushalten durch die Firma Soda Club, aus Ma`ale Adumim und deren Industiegebiet Mishor Adumim auf der Siedlerstraße "Road Number One", oder aber gefiltertes Wasser aus Britta Filtern. Dies nur als Beispiele. Ich empfehle die Produktliste von z.B. Gusch Schalom im Internet, oder der Aktion von Pax Christi, "Besatzung schmeckt bitter", oder die vielen vorbildlichen Schweizer Aktionen, da sind sie uns, genau wie mit den Boni weit voraus! Schließlich hat die Siedlungsexpansion, die der jüdische Staat hemmungslos betreibt, zu einem Handel von ausgeführten Siedlererzeugnissen im Wert von 230 Millionen geführt.

Es wurden im BESETZTEN Ost-Jerusalem doppelt so viele Neubauten genehmigt, wie in den drei vorherigen Jahren zusammen! Man warnt auch vor dem sich schließenden Siedlungsring um Ost-Jerusalem sowie den "hochkontroversen" (was für ein Ausdruck für diese völkerrechtswidrigen Pläne) Plänen für das E-1 Gebiet, die eine palästinensische Kontinuität verstellen würden. Was für eine "Beamten-Sprache" in diesem JahresReport 2012 zur Lage in Ost-Jerusalem und im Westjordanland. Es sind zwar wieder einmal deutliche Worte, aber trotz scharfer Kritik gedieh der Siedlungsbau immer ungebremster. Soviel zur Kritik ohne Konsequenzen! Es gibt nur eine Konsequenz für diese Missachtung des Handelspartners EU, nämlich Boykott (BDS), solange der jüdische Staat die Besatzung aufrecht erhält.

Sofort kommen natürlich reflexartig die Antworten der Israelis und der Israel-Versteher, das würde Assoziationen an NS-Kampagnen "Kauft nicht bei Juden" wecken, wie der EU-Gesandte in Israel, Andrew Stanley sofort bemerkte und daher einen Boykott von Siedlerprodukten ausschloss und nur noch auf wahrheitsgemäße Kennzeichnung drängte. Also wieder ein Sieg für den jüdischen Staat, der sich wie immer in solchen Fällen unkooperativ zeigt, gerne mit propagandistischen auf die NS-Vergangenheit weisenden verdrehenden Argumenten arbeitet und auch findig ist und mit Tricks arbeitet, wie mit Briefkastenfirmen im sogenannten Kernland. Aber hier irrt Andrew Stanley gewaltig. Das ist ein Boykott gegen falsch deklarierte WAREN von einem Besatzer Staat, nicht gegen Menschen! Die Zollbehörden in der EU sollten endlich durchgreifen und diese Falschdeklarationen nicht mehr gestatten!

Übrigens werden die palästinensischen Arbeiter, wie viele von ihnen berichten, mit Hungerlöhnen und demütigenden Sicherheitskontrollen schikaniert. Willkür gegen Palästinenser ist die Spezialität des jüdischen Staates, so gibt es seit Montag dem 4. März, "Sonderbusse" für palästinensische Arbeiter aus dem Westjordanland, die eine Arbeitserlaubnis für Israel haben. Diese Buslinien NUR für Palästinenser sollen von einer Straßensperre des Militärs von Kalkilia nach Tel Aviv fahren. Mit dieser Trennung werden die Palästinenser von den Siedlern getrennt und sollen nicht mehr die Linien der Busgesellschaft Afikim benutzen. Also auch die Straßen nur für jüdische Siedler - wenn das kein Faschismus und Rassismus ist, oder? Immerhin haben etwa 50.000 Palästinenser aus der Westbank eine Arbeitserlaubnis in Israel! Also nochmals: "Kauft nicht beim Besatzer"!

Auch der Palästinenser Samer Isaawi, der sich seit nunmehr über 212 Tagen in israelischer Willkür/Administrativhaft im Hungerstreik befindet, unterdessen nur noch etwa 48 Kilo wiegt und in ein Krankenhaus in Tel Aviv verlegt wurde, rief die englische Regierung lt. Guardian vom 3. März dazu auf, Sanktionen gegen Israel zu verhängen, solange dieser Staat palästinensisches Land besetzt, palästinensische Rechte verleugnet und nicht alle palästinensischen Häftlinge freigelassen wurden. Recht hat er! Hunderte von Palästinensern demonstrierten für die hungerstreikenden Häftlinge und wurden durch Tränengas und Gummigeschosse von der israelischen "Verteidigungsarmee" verletzt. Es gärt im

besetzten Palästina. Aber was haben die fast hilflosen Demonstranten, die Besetzten schon für eine Macht oder welche Mittel gegen diese Besatzer?

Es gibt einen wunderbaren Film, "Five Broken Cameras", der diese wöchentlichen Demonstrationen an Hand des Dorfes Bili`in schildert, wo die Menschen gegen die Besatzung protestieren. Der Film wurde zwar für den Oscar nominiert, dessen palästinensischer Filmemacher, der zusammen mit seinem israelischen Kollegen zur Oscar-Preisverleihung einreisen wollte, durfte das aber erst nach einer Intervention von Michael Moore im Flughafen von Los Angeles - natürlich NUR der Palästinenser! Ich hoffe sehr, dass dieser wichtige Film bald auf Arte oder in der ARD zu sehen sein wird. Wie mir berichtet wurde, hat dieser Film noch keinen Verleih in Deutschland gefunden!

Kommen wir nun zu zum türkischen Ministerpräsidenten Erdogan, der auf einer UN-Tagung in Wien sehr richtige und wichtige Aussagen machte - hier zuerst auf original Englisch: "We must consider just as Zionism, Antisemitism or Facism, Islamophobia is a crime against humanity"! Er sagte also, der Zionismus sei ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit - genauso wie der Antisemitismus, der Faschismus und die Islamophobie. "Was ist falsch an diesen Worten? Der Faschismus hat Europa und gar die ganze Welt in einen Trümmerhaufen verwandelt, Millionen kamen ums Leben, noch heute sind die Folgen zu spüren. Die Rechten in Israel verbreiten im Namen des Zionismus seit 50 (sind es nicht 65?) Jahren Terror. Dabei geht es ihnen nicht nur um die Existenz des Staates Israel. Genau gesehen ist diese Politik nichts anderes als Rassismus." Diesen Kommentar schrieb die Zeitung YENI SAFAK aus Istanbul, es war die einzige vernünftige und wahrheitsgemäße Analyse der Worte von Premier Erdogan.

In fast allen deutschen Medien konnte ich nur Hasstiraden gegen Erdogan lesen. Auch die UNO, Ban Ki Moon, US-Außenminister Kerry verurteilten dessen Äußerungen scharf. Vergessen wir auch nicht die in meinen Augen falsche Darstellung der Patriot- Abwehrraketen mit 300 deutschen Soldaten auf türkischen Boden. Sie sind dort einzig und allein wegen eines wahrscheinlich bevorstehenden israelischen Angriffes auf den Iran stationiert, nicht wegen Angriffen aus Syrien! Äußerungen von Außenminister Westerwelle über Premier Erdogan waren besonders entlarvend, er bezeichnete sie als "verletzend und nicht akzeptabel". Weiter erklärte er: "Der Anspruch und das Recht Israels auf einen eigenen Staat in sicheren Grenzen sind eine Selbstverständlichkeit und dürfen weder durch Handlungen noch in Reden in Frage gestellt werden." Da frage ich mich natürlich, was bedeuten diese Sätze eines deutschen Außenministers? Israel ist ein Staat ohne Grenzen, einmalig, eben zionistisch, immer zum Landrauben und Siedeln bereit, oder?

Israel könnte schon längst ein Staat in "sicheren" Grenzen" sein und in Frieden mit seinen Nachbarn leben, aber das ist eben nicht das Ziel der Zionisten und des zionistischen jüdischen Staates - hierzu empfehle ich IMMER WIEDER das Buch von Ilan Pappe, "Die ethnische Säuberung Palästinas", denn dort findet man alle Erklärungen zu dieser Thematik. Was ist denn an einem zionistischen Staat anders, wenn er Verbrechen gegen die Menschlichkeit begeht, gegen das Völkerrecht verstößt, siedelt, Masseninhaftierungen und Administrativhaft vornimmt, foltert und gezielt mordet, Gaza blockiert und mit Drohnen überwacht, oder angreift, oder Schikanen an Checkpoints, eine Apartheidmauer quer durch geraubte, besetzte palästinensische Gebiete führt, Straßen und Busse nur für Siedler, abgetrennt von den palästinensischen Menschen "dritter Klasse", die israelischen Palästinenser sind Menschen "zweiter Klasse", um nur ein paar Beispiele zu nennen? Sind der Schin Bet und der Mossad nicht auch zu vergleichen mit den bekannten Methoden faschistischer Regime? Wo gab es getrennte Busse nur für Weiße? Im damaligen mit Israel befreundeten Südafrika. Wo gab es Bänke, die nur für Juden verboten waren, im faschistischen Tausendjährigen Reich, das glücklicherweise nur 12 Jahre dauerte.

Auch wehre ich mich gegen die Falschdarstellung und Missachtung deutscher Leser und Hörer. Die Worte von Erdogan wurden bestimmt nicht nur in der arabischen Welt mit großer Zustimmung aufgenommen, sondern natürlich auch in Deutschland und anderswo in Europa! Darum danke ich Erdogan für diese klaren Worte, die keinesfalls antisemitisch sind, genau so wenig wie wir Bürger, die seinen Aussagen zustimmen. Deshalb möchte ich auch noch auf das besonders lesenswerte Buch "Die Araber und der Holocaust" von Gilbert Achcar hinweisen und auf "Zionismus und Faschismus" von Lenni Brenner, beide Bücher sind sehr aufschlussreich zu diesem Thema. Vorne dran in der Presse, die sich so einhellig gegen Erdogan gestellt hatte, natürlich die aus dem Springer-Verlag, wo auch Michel Friedman ("Paolo Pinkel") einen schlimmen Artikel in der Welt schreiben durfte, der Erdogan mit Ahmadineschad verglich. Übrigens hatte Friedman noch einen Auftritt, nämlich in Hamburg auf einer Diskussion über jüdische Identität. Teilnehmer/innen waren auch der Hamburger Landesrabbiner Chabad Lubawitscher und zwei

Österreicherinnen - Julya Rabinowich, einst in der Sowjetunion, und Isolde Chorin - unter der Moderation von Sonja Lahnstein-Kandel, die "aggressiven, undifferenzierten Antiisraelismus", anstatt "grobschlächtigen nicht mehr salonfähigen Antisemitismus" feststellte. Was für eine Moderation!

Da war sie wieder die Vermischung der Begriffe, um Israelkritik unmöglich zu machen und Israelkritiker zum Schweigen zu bringen! Titel der Veranstaltung, "Jüdische Identität in Europa - zwischen Anpassung und Selbstfindung". Ich möchte speziell nochmal auf Michel Friedman eingehen, der nämlich nicht sehr gut informiert zu sein scheint, wenn er deutsche Zeitungen angreift und kritisiert, dass dort von "jüdischen Siedlungen", anstatt von "israelischen Siedlungen" gesprochen wird, oder vom "jüdischen Staat", anstatt vom "israelischen Staat". Soviel ich weiß, verlangt Israel, als jüdischer Staat anerkannt zu werden, auch und sogar als Bedingung bei "Friedensverhandlungen, ohne Vorbedingungen". Also ist es der jüdische Staat und sind es jüdische Siedler aus Samaria und Judäa. Friedman als Ex- Zentralrats-Vize sollte diese Tatsachen eigentlich besser kennen, oder?

Und noch etwas: Wieder einmal erlebtenwir auf der am vergangenen Wochenende stattfindenden alljährlich wiederkehrende Konferenz der größten und mächtigsten US-jüdischen Lobby-Organisation, außerhalb von Israel, der AIPAC, ein Anbiedern diverser Politiker an die Delegierten. Ich beschrieb ja schon einmal das sogenannte "Abklatschen" der Politiker auf ihre Haltung gegenüber Israel. Diesmal dabei die sogenannten "Ehrenwerten" US-Vize Joe Biden, noch-Israel-Kriegsminister Ehud Barak, Premier Netanjahu, per Satellit zugeschaltet, der kanadische Außenminister Baird und hunderte andere "wichtige" Gäste. Alle wurden dieses Jahr auf das Hauptthema eingeschworen, die USA zu bewegen, gemeinsam mit Israel gegen den Iran Krieg zu führen! Es schaudert einem, wenn man sieht, wie ein Land von der Größe Hessens sich erdreistet, zusammen mit den USA Weltpolizei zu spielen und keine anderen "Atomwaffen-Götter" neben sich zu dulden. Das ist genauso verwerflich wie der vermeintliche Anspruch und die Forderung - und da haben wir es wieder - als jüdischer Staat für alle Juden in der Welt zu sprechen!

Auch interessant: Auf dieser AIPAC Konferenz - 10 Jahre nach dem Tod der Menschenrechtlerin Rachel Corrie, umgebracht durch einen Caterpillar-Bulldozzer, gefahren von einem israelischen Fahrer - war der Direktor für Regierungsangelegenheiten von Caterpillar, Bill Lane, einer der Ehrengäste der AIPAC-Konferenz am 16. März 2013. Gerade Caterpillar, als Hersteller dieses Bulldozers ist eine der mächtigsten Firmen in den USA, die in Israel eine wichtige Rolle spielt. Was für ein Signal der tiefen Partnerschaft zwischen den USA und den israelischen Partnern im Geist und an den Waffen!

Es ist an der Zeit, dass es ALLEN israelischen Staatsbürgern ermöglicht wird, Klage vor dem Europäischen Gerichtshof einzureichen. Z.B. gegen die stattliche Willkür, wie Besatzung, Administrativhaft und viele andere Schikane! undWäre das nicht die logische Konsequenz der diversen Assoziationsabkommen auf allen Gebieten, nur bis dato nicht auf juristischer Ebene - warum wohl?

Besatzung ist der Inbegriff von Gewalt, und Gewalt erzeugt Gegengewalt!

Boykott, Divestment, Sanktionen gegen das Regime Israel, den zionistischen Staat Israel, das einzige wirksame Druckmittel gegen dieses Besatzer Regime, das uns bleibt! (PK)

Evelyn Hecht-Galinski ist Publizistin und Autorin und Tochter des 1992 verstorbenen Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, Heinz Galinski. Ihre Kommentare für die NRhZ schreibt sie regelmäßig vom "Hochblauen", dem 1186 m hohen "Hausberg" im Badischen, wo sie mit ihrem Mann Benjamin Hecht lebt. 2012 kam ihr Buch "Das elfte Gebot: Israel darf alles" heraus. Erschienen im tz-Verlag ISBN 978-3940456-51-9 (print), Preis, Euro 17,89 .

Hamburger Abendblatt 25. März '13 1/2

HANNA LOTTE MIKUTEIT (TEXT)
HERBERT FABRICIUS (FOTOS)

Zwei Jahre nach dem Arabischen Frühling in Tunesien: Was ist geblieben von der Hoffnung auf ein besseres Leben? Wie weit sind Freiheit und Demokratie? Das Abendblatt sah sich um in Tunis – und traf Sihem Badi, die einzige Frau in der Regierung des nordafrikanischen Landes

Rot flattert die Flagge mit Halbmond und Stern vor dem strahlend blauen Himmel im Wind. Nicht eine, Hunderte sind rund um den Place de la Kasbah mitten in Tunis gehisst. Vor dem Nationaldenkmal spielen Schuljungen Fußball. Ein schönes Bild, ein friedliches. Aber auch eine Momentaufnahme. Nur wenige Schritte weiter stehen Militärfahrzeuge und Panzer, geschützt von riesigen Stacheldrahtrollen. In den vergangenen Wochen haben vor den Regierungsgebäuden immer wieder wütende Bürger protestiert. Polizisten mit Maschinengewehren im Anschlag gehören zwei Jahre nach dem Beginn des Arabischen Frühlings wieder zum Stadtbild. Und das, obwohl sich die politische Lage nach der schweren Staatskrise im Februar weitgehend stabilisiert hat.

Seit Mitte März ist die neue Regierung unter Premier Ali Larayedh im Amt. Aber das Vertrauen der Tunesier in die islamische Mehrheitspartei Ennahda und ihre beiden Koalitionspartner ist erschüttert. Die Bürger lasten ihr an, dass sich die wirtschaftliche Situation drastisch verschlechtert hat. Die Folge: zunehmende soziale Spannungen und das Auftauchen von gewalttätigen islamistischen Gruppierungen. Immer wieder kommt es zu Protesten und teilweise blutigen Auseinandersetzungen mit der Polizei.

Fast 20 Jahre lebte Sihem Badi im Exil in Frankreich

„Die Menschen haben nach der Revolution gedacht, dass sie jetzt die Freiheit haben und ganz schnell auch bessere Lebensverhältnisse, einen neuen Job und eine moderne Wohnung. Aber das kommt eben nicht sofort", sagt Sihem Badi. Sie ist Ministerin für Frauen und Familie und gehört zu den führenden Kräften in der linksliberalen Partei Congrès pur la République (CPR). Die Frauenrechtlerin und studierte Medizinerin war 1992 nach Frankreich ins Exil gegangen und hatte sich dort der damals verbotenen CPR angeschlossen. 2011 kehrte sie nach Tunesien zurück und war ins Kabinett berufen worden. Ein gutes Jahr später ist sie einzige Ministerin in der derzeitigen Regierung – unter 26 Männern.

Die Lage in dem nordafrikanischen Land, das zu den Lieblingsreisezielen sonnenhungriger Deutscher gehört, ist schwieriger denn je. Anfang Februar wurde der prowestliche Oppositionspolitiker Chokri Belaid ermordet. Seitdem flammen die Proteste im ganzen Land offenen Gesellschaft – und die Parteigänger des Islam und der Arabisierung des Landes. Versöhnung ungewiss. Auch in der Regierung prallen die Gegensätze aufeinander. Dabei waren gerade für Tunesien, wo vor gut zwei Jahren nach der Selbstverbrennung des arbeitslosen Akademikers Mohamed Bouazizi die Umwälzungen in den arabischen Ländern ihren Anfang nahmen, die Erwartungen groß, dass nach dem Sturz von Machthaber Ben Ali schnell demokratische Strukturen aufgebaut werden könnten.

„Es ist ein erster Erfolg der Revolution, dass man jetzt seine Meinung sagen kann", sagt die liberale Familienpolitikerin Badi und mahnt zu einer Politik der kleinen Schritte. Der Weg zu Freiheit und Demokratie sei „zerbrechlich und schwierig, denn man muss mit der Opposition, den Medien, mit den Menschen auf der Straße reden und mit denen, die nach der Revolution noch nichts erreicht haben. Aber das ist gut für Tunesien." Allerdings steht jetzt auch vor ihrem Ministerium, einem schmucklosen Zweckbau unweit des Einkaufsboulevards Avenue Habib Bourguiba, ständig ein Pulk Sicherheitsleute. Einige Häuserblocks entfernt haben sich vor dem Innenministerium auch an diesem Tag wieder Demonstranten versammelt, im Laufschritt nähern sich Einsatzkräfte in schwarzen Kampfanzügen. Dazwischen pulsiert das Großstadtleben.

Frauen in hochhackigen Schuhen und mit modisch gestylten Haaren sind in der Medina, der pittoresken Altstadt von Tunis, unterwegs, mindestens genauso viele andere tragen Kopftücher. Das Kopftuchtragen war unter der Diktatur verboten. Kein Wunder, das zum Beispiel die zweifache Mutter Samina Aridhi ihr Kopftuch jetzt als Symbol der neuen Freiheit sieht: „Für uns bedeutet es, dass wir unsere Religion nach den langen Jahren des Verbots wieder offen zeigen dürfen", sagt sie.

Die Frauen, da ist sich Politikerin Badi sicher, „spielen eine Schlüsselrolle im Demokratisierungsprozess". Anfangs habe es Befürchtungen gegeben, dass Frauenrechte nach der Machtübernahme der Islamisten eingeschränkt werden könnten. „Aber ich denke, die Ennahda hat eine moderate Tendenz", sagt die Ministerin. „Außerdem hat unsere Regierungsbeteiligung gezeigt, dass sie nicht alles durchsetzen können."

Ein großes Problem ist, dass die Armut eher die Frauen trifft.
Sihem Badi

Die 45-Jährige, die – ungewöhnlich für Tunesien – unverheiratet und Mutter von drei Töchtern ist, sieht ihr Land zudem in einer besonderen Verantwortung. „Wenn wir den Kampf um die Errungenschaften verlieren, verlieren wir ihn nicht nur für die tunesischen Frauen, sondern für alle arabischen Frauen. Sollte die Ennahda die Rechte angreifen, könnte sie die nächste Wahl verlieren." Am 7. April kommt Sihem Badi nach Hamburg und nimmt an der Dialogreihe „Bridging the gap" im Thalia-Theater teil. Unter dem Thema „Pulverfass Nahost – sind Frauen klüger?" diskutiert sie unter anderem mit Aktivistinnen aus Ägypten, Syrien, Israel und den Palästinensergebieten sowie Grünenchefin Claudia Roth und „Emma"-Herausgeberin Alice Schwarzer.

Die Kontakte zu Deutschland sind gut. Gerade erst hat Außenminister Guido Westerwelle (FDP) bei einem Besuch in Tunis weitere Unterstützung zugesagt. Bereits Anfang 2012 hatte die Bundesregierung ein Partnerschaftsabkommen abgeschlossen, um den Demokratisierungsprozess zu unterstützen. Insgesamt stehen mehr als 40 Millionen Euro zur Verfügung. Unter anderem gibt es ein deutsch-tunesisches Mentoringprogramm speziell für Frauen. Tunesien könne von Deutschland lernen, weil es auch einen langen Weg hinter sich habe, die Frauen an Gesellschaft und politischem Leben zu beteiligen, sagt Badi, die gemeinsam mit Bundesfamilienministerin Kristina Schröder (CDU) die Schirmherrschaft für das Projekt übernommen hat. Und sie macht auch klar, wie sie sich den tunesischen Weg vorstellt. „Wir brauchen mehr Gesetze, damit die Gleichberechtigung der Frauen an politischen Entscheidungen umgesetzt werden kann."

Erst vor Kurzem hatte sie eine große Konferenz mit Frauen aus dem ganzen Land eröffnet, die stärker zusammenarbeiten wollen. „Ein großes Problem ist, dass die Armut eher die Frauen trifft", sagt sie. Die Arbeitslosigkeit ist mit 30 Prozent doppelt so hoch wie bei den Männern. Mehr als 60 Prozent aller erwerbslosen Hochschulabsolventen sind Frauen. „Da muss etwas passieren", sagt Sihem Badi. Unter anderem fördert ihr Ministerium Projekte zur Existenzgründung. 150 000 Euro stehen dafür in diesem Jahr zur Verfügung – für das ganze Land.

Mindestens ebenso brisant ist die Situation der jungen Menschen in Tunesien. „Früher hatten wir alles – außer Freiheit", sagt der junge Hauptstädter Majed. Und meint damit: Vor der sogenannten Jasmin-Revolution war es besser. Er ist einer von denen, die in den vergangenen Monaten ihren Job verloren haben. Dem europäischen Unternehmen, das Klimaanlagen herstellt, sei es zu unsicher geworden. Der Betrieb wurde geschlossen, sagt der Tunesier. Er verdingt sich als Chauffeur, andere versuchen als Stadtführer ein paar Dinar von den Touristen zu bekommen. Nach offiziellen Angaben liegt die Arbeitslosenquote der unter 25-Jährigen bei etwa 30 Prozent. Schätzungen zufolge sind es aber deutlich mehr. Schon in den Schulen müsse sich etwas ändern, sagt Familienministerin Badi deshalb.

Ein junger Mann hat sich selbst angezündet – aus Verzweiflung

Das tunesische Bildungssystem, das stark an dem französischem orientiert ist, gilt zwar als fortschrittlich. Nahezu alle Tunesier sprechen neben Arabisch auch fließend Französisch, weil das die Unterrichtssprache ab Klasse 7 ist. Aber, so die Ressortchefin, die Jugendlichen verließen die Schule in der Regel sehr früh und ohne eine Vorstellung von einem Beruf. „Wir müssen vor allem im Bereich der Berufsvorbereitung etwas tun. Das wird gerade im Arbeitsministerium vorbereitet." Ein weiteres Problem: Derzeit werden viele junge Menschen in Berufen ausgebildet, für die es später keine Arbeitsplätze gibt. Inzwischen gibt es viele, die angesichts der wachsenden Arbeitslosigkeit keine Zukunft mehr sehen. Erst in der vorvergangenen Woche hat sich wieder ein junger Mann aus Verzweiflung selbst angezündet. Andere versuchen, das Land zu verlassen. Zigtausende sind bereits in Italien, auch Deutschland ist ein beliebtes Ziel. Unter dem etwas sperrigen Titel Transformationspartnerschaft im Gesundheitswesen (Tapig) etwa werden in den nächsten Jahren Asklepios Kliniken ausgebildet – mit Beteiligung der Bundesregierung. Es bewerben sich drei- bis viermal so viele. „Das Projekt hat eine große Bedeutung", sagt Ministerin Sihem Badi. „Nicht nur, weil es unseren Jugendlichen Arbeit und Wohnung gibt, sondern weil es auch eine kulturelle Bereicherung ist und lehrt, Unterschiede zu akzeptieren. Es unterstützt uns auf dem Weg zur Demokratie." Und was ist, wenn die jungen Menschen in Deutschland bleiben? „Es liegt an uns", sagt die Politikerin, „dafür zu sorgen, dass das Risiko nicht groß ist."

Ein politischer Meilenstein ist die neue Verfassung, die eigentlich längst hätte beschlossen sein sollen. Der Streit hatte sich unter anderem an der Forderung entzündet, die Scharia in die Konstitution aufzunehmen oder auch die Rechte der Frauen zu begrenzen. Umstritten ist auch, welches politische System Tunesien künftig haben soll. Die Regierungspartei Ennahda favorisiert ein parlamentarisches System ähnlich wie in Deutschland. Die säkularen Koalitionspartner und die Oppositionsparteien wollen mehr Macht für den Präsidenten. Von einer Einigung in der Verfassung gebenden Versammlung hängt ab, wann es ein endgültiges Parlament und einen Präsidenten gibt. Auch die jetzige Regierung ist nur eine auf Zeit, im Herbst soll es Neuwahlen geben.

„Wir brauchen ein stabiles Instrument für fünf oder sechs Jahre, um das Land auf den Weg zu bringen", sagt Ministerin Badi. Auf der Straße hört man etwas anders: Bei einem Protestzug 40 Tage nach der Ermordung Belaids vor zehn Tagen skandierten wütende Demonstranten: „Das Volk will eine neue Revolution."

Sihem Badi ist die einzige Frau im Kabinett der Regierung Tunesiens. Am 7. April kommt die Ministerin für Frauen und Familie

Zahlen und Fakten

Tunesien gehört zu den Maghreb-Staaten und ist mit 163.610 Quadratkilometern doppelt so groß wie Österreich und hat zehn Millionen Einwohner. Am 20. März 1956 wurde Tunesien unabhängig von Frankreich.

Bis zur Revolution im Januar 2011 herrschte die Einheitspartei Neo Destour/RCD. Präsident Ben Ali hatte das Land seit 1987 diktatorisch regiert.

Die schlechte Wirtschaftslage ist das größte Problem für den Wandel. Der Durchschnittsverdienst liegt bei 500 Dinar (250 Euro) im Monat. Die Arbeitslosenquote lag Ende 2012 bei 17 Prozent. 700.000 Menschen sind ohne Job, jährlich

THALIA

wbl-hamburg.de/ (women's business lounge)

28. März 2013

7. April in Hamburg Dialogreihe Bridging the Gap. Thema: Pulverfass Nahost – sind Frauen klüger?

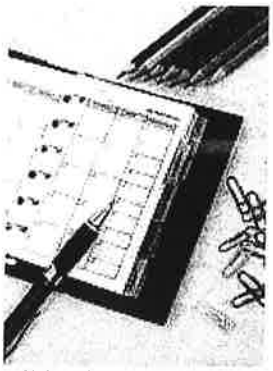


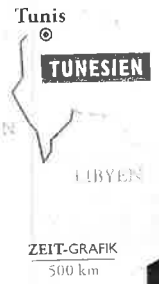
Bild: Alexandra H./pixelio.de

Mit den arabischen Revolutionen, die vor zwei Jahren in Tunesien ausgelöst wurden, verbanden sich viele Hoffnungen. Bei den Protesten und Aufständen, die sich gegen die diktatorischen Regierungen richteten, spielten und spielen Frauen eine herausragende Rolle. Es geht um die Chancen für demokratische Veränderungen und um das, was die Frauen konkret bewegen können. Vor welchen Herausforderungen steht Israel, wie viel haben Frauen in Israel und Palästina gemeinsam? Wie kann der Weg in eine friedliche Koexistenz aus ihrer Sicht aussehen? Wichtige und spannende Fragen, die uns alle auch in Deutschland – Männer und Frauen gleichermaßen – betreffen.
Die Veranstaltung findet am Sonntag, 7. April 11.00-13.0 Uhr im Thalia Theater. Karten können für 14€ hier gekauft werden

Mit Claudia Roth (Parteivorsitzende „Bündnis 90/Die Grünen"), Alice Schwarzer (Herausgeberin der Frauenzeitschrift „Emma"), Gihan Abou Zeid (Menschenrechtsaktivistin aus Kairo), Dr. Hanan Ashrawi (ehem. Sprecherin der palästinensischen Delegation im Nahost-Friedensprozess), Sihem Badi (Ministerin für Frauen und Familie in Tunesien), Rafif Jouejati (Sprecherin des Lokalen Koordinierungskomitees der Oppositionsdemonstrationen in Syrien), Prof. Dr. Fania Oz-Salzberger (Professorin an der University of Haifa in Israel) Moderation Sonja Lahnstein-Kandel

»Der Islam braucht Demokratie«

Das Hauptquartier der islamistischen Partei **Ennahda** in Tunis ist ein massiver Kasten, ganz ohne Protz und Pomp. In den Wartezimmern sitzen Leute aus dem Volk, sie kommen mit ihren alltäglichen Anliegen. Freundlich und aufgeschlossen wird man empfangen – viele **Nadhaouis,** so die Mitglieder genannt werden, haben im Exil gelebt. Dann erscheint der »Scheich«: Rachid Ghannouchi, ein freundlicher Herr – dem viele Säkulare zunächst mißtrauen, oder den sie gar fürchten



Frauen demonstrieren während des Internationalen Frauentages in Tunis im vergangenen Jahr

1/3

DIE ZEIT: Herr Ghannouchi, Sie sind Islamist, also ein Vertreter des politischen Islams. Gibt es Theoretiker, die Ihr Denken inspiriert haben?

Rachid Ghannouchi: Sehr wichtig ist mir al-Shatibi, ein Gelehrter, der im 13. Jahrhundert Ihrer Zeitrechnung in Spanien gelebt hat. Er lehrte, dass der Islam auf die Erde kam, um fünf Ziele zu verwirklichen: das Leben zu bewahren; die Menschheit zu schützen; die Vernunft, die Familie und den Wohlstand gedeihen zu lassen. Das sind die Ziele des Islams. Aber die Mittel, sie zu erreichen, muss man nicht ausschließlich im Koran suchen. Alles, was dazu dient, eines dieser Ziele zu verfolgen, wird Teil des Islams. Mit dieser Theorie öffnete al-Shatibi den Islam für das gesamte zivilisatorische Erbe der Menschheit und für ihre universellen Werte. Ich wende den Gedanken auf die Demokratie an: Man muss gar nicht erst beweisen, ob sie in den Quellen des Islams irgendwo erwähnt wird oder nicht. Es genügt, festzustellen, dass die Demokratie uns hilft, nach diesen Zielen zu streben. Und das lässt sich sehr leicht feststellen.

ZEIT: Das sehen nicht alle Islamisten so.

Ghannouchi: Im Islam gibt es Pluralität. Niemand kann von sich sagen, er sei der Sprecher Gottes oder des Korans. Und der Koran ist ein Text. Also lässt er sich auf vielerlei Weise interpretieren.

ZEIT: Heißt das, dass die viel zitierte »Tür zum Idschtihad« immer noch offen steht, dass also die legitime Fortbildung des islamischen Rechts eben nicht im 10. Jahrhundert beendet wurde, wie es salafistische Gelehrte vertreten?

Ghannouchi: Die Tür ist nicht geschlossen. Der Islam bleibt offen für Idschtihad. Was bedeutet Idschtihad? Das Recht jedes Muslims, den Koran zu interpretieren. Und wenn es auf dem Gebiet des islamischen Rechts mehrere Interpretationen gibt und wir eine Entscheidung brauchen? Dann hilft die Demokratie. Man diskutiert, man wählt, es gibt eine Mehrheit. Die Demokratie als eine Prozedur der Entscheidung ist daher nicht bloß kompatibel mit dem Islam, nein, der Islam braucht sie regelrecht.

ZEIT: Damit setzen Sie sich in Widerspruch zu einem Mitkämpfer, Theoretiker und Märtyrer der Muslimbrüder, aus denen Ihre Partei Ennahda hervorgegangen ist: Sajjid Kutb, dem zufolge Demokratie mit dem Islam unvereinbar ist.

Ghannouchi: Ich habe Sajjid Kutb dafür kritisiert. Auch heute lehnt eine Reihe Gelehrter die Demokratie ab. Da wir im Islam keine Kirche haben, haben sie natürlich das Recht, sich so zu äußern. Jeder soll versuchen dürfen, den anderen zu überzeugen.

ZEIT: Warum wurde dann Ihrem Kritiker, dem greisen Mohammed Talbi, einem relativ modern und unkonventionell denkenden muslimischen Gelehrten aus Tunis, vor wenigen Tagen die Gründung einer internationalen Vereinigung zum Studium des Korans untersagt?

Ghannouchi: Ich habe nur davon gehört, es war nicht meine Entscheidung. Ich akzeptiere sie auch nicht. Solange Talbi nicht zur Gewalt aufruft, verteidige ich selbstverständlich sein Recht, so eine Vereinigung zu gründen. Ich sage das, obwohl er behauptet, ich sei ein fundamentalistischer Terrorist.

ZEIT: Sie sagen, [redacted]okratie sei eine Prozedu[redacted] der Entscheidung[redacted]tung. Allerdings wird Ihre[redacted] Partei vorgeworfen, sie wolle die Gesellschaft irreversibel verändern, sodass der Spielraum für Entscheidungen eng und enger wird.

Ghannouchi: Zu den Prinzipien der Demokratie gehören Regierungswechsel, Wahl und Abwahl, Alternanz. Wir akzeptieren das gesamte Spiel der Demokratie, ohne Ausnahme. Die Vorstellung, man könne eine Gesellschaft in eine Einbahnstraße treiben, ist außerdem naiv.

ZEIT: Davon müssen Sie etliche Ihrer Parteimitglieder erst einmal überzeugen.

Ghannouchi: Ennahda ist eine große Partei. Jedes Mitglied darf diskutieren, es herrscht die Pluralität der Meinungen. Jeder hat das Recht, Ghannouchi zu kritisieren, und von dem Recht wird viel Gebrauch gemacht. Aber das demokratische Prinzip kritisiert niemand. Im Übrigen gelten die Parteibeschlüsse. Sie sehen das am Abstimmungsverhalten unserer Fraktion im Parlament. Es ist einheitlich.

ZEIT: In der verfassunggebenden Versammlung haben Sie darauf verzichtet, die Scharia in dem Entwurf für eine neue Verfassung zu verankern. War das Taktik?

Ghannouchi: Nein, es war gar nicht nötig! Sehen Sie, Tunesien ist kein säkularer Staat. Als Tunesien im Jahr 1959 unabhängig wurde, gab es sich auf parlamentarischem Weg eine Verfassung, deren erster Artikel festlegte: Tunesien ist eine souveräne Republik, ihre Religion ist der Islam und ihre Sprache Arabisch.

ZEIT: Das soll unverändert in der neuen Verfassung übernommen werden.

Ghannouchi: So ist es. Und wenn nun ein paar von unseren Leuten oder die Salafisten wollen, dass die Verfassung auch die Scharia als Gesetz festlegen müsse, dann kann ich nur antworten: Seit der Islam nach Tunesien kam, lebt das Volk unter der Scharia. Unter dem islamischen Gesetz. Aber weil es eben niemanden gibt, der für einen anderen Muslim entscheiden kann, was der Scharia entspricht und was nicht, ist die Scharia stets das, worin sich der Wille des tunesischen Volkes ausdrückt. Und auf welche Weise drückt er sich aus? Am besten über die Repräsentation durch das Parlament. Anders gesagt: Ein Staat in einer muslimischen Gesellschaft ist ein muslimischer Staat. Die Scharia war schon immer präsent, da muss man nichts deklarieren.

ZEIT: In Europa werden mit der Scharia vor allem die körperlichen Züchtigungen assoziiert ...

Ghannouchi: ... aber das ist doch nicht der Inhalt des Islams, Dieben die Hände abzuhacken! Scharia ist ein Name für Gerechtigkeit, für Freiheit und auch dafür, dass das Volk nicht im Elend leben soll.

ZEIT: Sie haben einmal geschrieben, der Sinn der islamischen Offenbarung sei die Freiheit. Von welcher Freiheit reden wir da: von der Freiheit, Muslim zu werden und es dann für immer zu bleiben?

Ghannouchi: Der Koran sagt ausdrücklich: »In der Religion gibt es keinen Zwang.« Sie finden noch mehr als 150 andere Verse [redacted]gleichen Bedeutung. Ich bin nach langem [redacted]denken zu dem Schluss gekommen, dass das auch bedeutet: Jedem steht es frei, sich in unseren Glauben zu begeben – und ihn auch wieder zu verlassen.

ZEIT: Das ist neu.

Ghannouchi: Keineswegs, jedenfalls nicht für mich. Außerdem teilen viele islamische Gelehrte diese Position. Es gibt keinen Vers im Koran, der vorschreibt, man müsse vom Glauben Abtrünnige bestrafen. Allenfalls ein paar Formulierungen in den Hadiths (den Überlieferungen aus der Zeit des Propheten – *Anm. d. Red.*), die jedoch unterschiedlich interpretiert werden könnten.

ZEIT: Mit diesen und anderen Ideen erregen Sie den Zorn der islamistischen Extremisten in Tunesien. Wie bekämpfen Sie den Extremismus?

Ghannouchi: Extremismus gedeiht am besten unter Diktaturen, und man bekämpft ihn am besten durch die Verbreitung der Freiheit. Er hat auch soziale Ursachen. Die extremistische Gewalt in einigen Wohnvierteln von Tunis – wie in manchen Vororten von Paris! – hat viel mit Armut und Aussichtslosigkeit zu tun.

ZEIT: Aber was tut Ihre Regierung gegen die Milizen, die sogenannten Ligen zur Verteidigung der Revolution? Sie schüchtern politische Gegner ein oder greifen sie sogar physisch an.

Ghannouchi: Das sind doch keine Milizen! Es sind Gruppen, die glauben, ihre Mission sei es, die Revolution zu schützen. Sie gehören zur Zivilgesellschaft und halten sich meistens an die Gesetze. Sollten es einige jedoch wagen, Gewalt anzuwenden, dann wird das Gesetz angewendet. Die Leute, die im vergangenen Oktober in der Stadt Tatouine einen säkularistischen Politiker totgeschlagen haben, sitzen alle im Gefängnis und werden vor ein Gericht gestellt. Andere, die eine Kunstausstellung überfallen haben, genauso. Als die amerikanische Botschaft angegriffen wurde, erschoss die Polizei vier Gewalttäter und nahm mehr als 100 fest – was wollen Sie denn noch?

ZEIT: Die Opposition wirft der Regierung vor, nicht entschlossen genug vorzugehen.

Ghannouchi: Einige unserer Gegner fordern, dass wir so operieren, wie es unter dem Diktator Ben Ali üblich war, mit Massenfestnahmen zum Beispiel, zu Tausenden. Und dass die Regierung den Salafisten den Krieg erklärt, unterschiedslos, ob es sich nun um friedliche Leute handelt oder um gewaltsame. Aber den Staat gehen nur die Gewalttäter etwas an. Die muss er stoppen.

ZEIT: Am 6. Februar erschütterte eine Gewalttat das Land: der Mord an dem Oppositionspolitiker Chokri Belaïd. Ihr damaliger Ministerpräsident sagte, hinter dem Attentat stehe wohl »ein ganzer Apparat«. Wen mag er gemeint haben? Etwa einen Staat im Staat?

Ghannouchi: Das war jedenfalls eine hoch entwickelte Organisation. Ihr schreckliches Verbrechen richtete sich gegen diesen Mann, aber ebenso gegen das ganze Land und seine Revolution. Gegen die Stabilität Tunesiens. Und damit auch gegen die Regierung und die Partei, die das Land führt. Sie müssen sich klarmachen, wie fragil die jetzige Übergangssituation ist. Als ich von dem Verbrechen im Radio hörte, war mein erster Gedanke: Was für eine Katastrophe! Ich will noch etwas anfügen: Wir sind ein kleines Land, unser Image ist unser wichtigstes Kapital in der Welt, mit dem wir Investoren und Touristen anziehen. Die Täter wollten dieses Image zerstören.

ZEIT: Das Land ist auch deshalb fragil, weil es immer noch keine Verfassung und keine entsprechenden Institutionen hat. Und weil sich die Kraft der Regierenden ziemlich abgenutzt hat.

Ghannouchi: Ich hoffe, wir beschließen die Verfassung bald und können in sieben oder acht Monaten wählen, um diese Übergangsperiode zu beenden und endlich eine normale Regierung zu bekommen. Am besten eine Koalitionsregierung aus gemäßigten Islamisten und gemäßigten Säkularen. Selbst wenn wir eine Mehrheit bekämen, um allein zu regieren, wollen wir diese Koalition, dieses Bündnis zwischen Teilen der Gesellschaft, die einander 50 Jahre lang bekämpft haben. Vielleicht inspiriert das ja andere arabische Länder. Das wäre das tunesische Modell. Unser »made in Tunisia«.

ZEIT: Der Iran galt einmal als das Modell der islamischen Revolution des 20. Jahrhunderts. Wird Tunesien das Modell der islamischen Revolution des 21. Jahrhunderts?

Ghannouchi: Warum nicht? Ich hoffe es.

ZEIT: Was wären die Besonderheiten dieses Modells?

Ghannouchi: Eine enge Verbindung oder besser: Freundschaft zwischen Islam und Modernität. Demokratie. Gleichberechtigung der Geschlechter. Und die Ablehnung der Gewalt als Mittel, den Islam zu verbreiten oder jemandem aufzuzwingen.

ZEIT: Anders also als im Iran.

Ghannouchi: Ich kann nur über meine eigenen Ideale sprechen.

ZEIT: Welche Entscheidungen über die zukünftige Verfassung sind noch strittig?

Ghannouchi: Die Frage, ob Tunesien eine parlamentarische oder eine präsidiale Demokratie sein soll. Wir hätten lieber eine parlamentarische Lösung, aber wenn die anderen das nicht akzeptieren, wird man schon einen Kompromiss finden.

ZEIT: Ein Parlament allein macht noch keine Demokratie, dazu gehören auch Gegenkräfte ...

Ghannouchi: ... natürlich, die Justiz zum Beispiel oder die Zivilgesellschaft, die Medien ...

ZEIT: ... die in Tunesien oft eingeschüchtert werden.

Ghannouchi: Wir sind eine sehr junge Demokratie. Erst zwei Jahre alt! Da passieren manchmal Dinge, die nicht gut sind. Aber schauen Sie sich den politischen Alltag an: Die Medien attackieren uns Tag und Nacht, andauernd wird gegen die Regierung demonstriert.

ZEIT: Können Sie damit denn leben?

Ghannouchi: Wir versuchen uns dazu zu erziehen, die Spielregeln zu akzeptieren. «

Die Fragen stellte GERO VON RANDOW

»Wir sind eine sehr junge Demokratie. Erst zwei Jahre alt! Da passieren manchmal Dinge, die nicht gut sind«

Rachid Ghannouchi

DIE ZEIT

4. APRIL 2013

S 8/9

3/3

THALIA

HAMBURGER MORGENPOST

6.4.2013

Nahost-Diskussion im Thalia

Hamburg – In der Reihe „Bridging The Gap" gibt's morgen im Thalia eine Matinee zum „Thema Pulverfass Nahost – sind Frauen klüger?". Es diskutieren unter anderen die Grünen-Vorsitzende Claudia Roth, Gihan Abou Zeid (Menschenrechtsaktivistin aus Kairo) und Alice Schwarzer. 11 bis 13 Uhr, Karten gibt's für 14 Euro.

THALIA

Hamburger Abendblatt

6./7. April 2013

Die Rolle von Frauen nach den arabischen Revolutionen

THALIA :: Zur dritten Dialogreihe „Bridging the Gap" tritt am Sonntag im Thalia Theater eine spannende, hochkarätige Diskussionsrunde zusammen: Die Menschenrechtsaktivistin Gihan Abu Zeid aus Kairo, Rafif Jouejati, Sprecherin der Oppositionsdemonstrationen in Syrien, Hanan Ashrawi, ehemalige Sprecherin der palästinensischen Delegation im Nahost-Friedensprozess, Sihem Badi, Ministerin für Frauen und Familie in Tunesien, und die israelische Professorin Fania Oz-Salzberger, Tochter von Amos Oz, sowie die Bundesvorsitzende der Grünen, Claudia Roth, und „Emma"-Herausgeberin Alice Schwarzer sprechen darüber, wie Menschen unterschiedlicher Religions- und Kulturkreise miteinander leben können. „Pulverfass Nahost – sind Frauen klüger?" beschäftigt sich mit den arabischen Revolutionen, die vor zwei Jahren begannen und mit vielen Hoffnungen verbunden waren. Es geht um die Chancen für demokratische Veränderungen und Fragen wie: „Haben Frauen in Israel und Palästina auch gemeinsame Ziele und wie kann aus ihrer Sicht der Weg in eine friedliche Koexistenz aussehen?" (See)

„Bridging the Gap – Pulverfass Nahost" So 7.4., 11.00, Thalia Theater (U Mönckebergstr.), Alstertor, Karten zu 14,-/erm. 8,- unter T. 32 81 44 44

THALIA

HAMBURGER MORGEN POST

7 April 2013

Foto: Fittner (hfr)

TAGESTIPP

Dialogreihe: Bridging The Gap „Pulverfass Nahost – sind Frauen klüger?" Das diskutieren im Thalia-Theater vier prominente arabische Frauen mit einer Israelin und zwei Deutschen. Auf dem Podium sitzen die ägyptische Menschenrechtlerin Gihan Abou Zeid, die palästinensische Politikerin Hanan Ashrawi, die tunesische Ministerin Sihem Badi, die israelische Professorin Dr. Oz-Salzberger, Grünen-Politikerin Claudia Roth und „Emma"-Herausgeberin Alice Schwarzer (Foto). (Heute, 11 Uhr, Thalia-Theater, Alstertor 1, 14/8 Euro, Tel. 32 81 44 44)

THALIA

NDR Kultur

7. April 2013

„Sie sollten die neuen Freiheiten und Chancen, die Sie haben, kräftig genießen, aber wissen, es ist hart erkämpft worden und auch ab und zu wieder gefährdet."
sagt Alice Schwarzer, Deutschlands bekannteste Feministin. Und das könnte sich sowohl auf die Situation der Frauen heute beziehen als auch auf die der Menschen im Nahen Osten, nach dem sogenannten Arabischen Frühling. Über beide Themen diskutieren Frauen, die sich auskennen, im Hamburger Thalia-Theater. "Pulverfass Naher Osten. Sind Frauen klüger?" - so heißt die Veranstaltung in der Dialoghreihe Bridging the Gap. Mit dabei sind neben Alice Schwarzer und der Grünen-Chefin Claudia Roth prominente arabische Frauen; zum Beispiel die Historikerin und Tochter des israelischen Schriftstellers Amos Oz, Fania Oz-Salzberger, und die Sprecherin der palästinensischen Delegation bei den politischen Verhandlungen mit Israel, Hanan Ashrawi. Sie diskutieren im Thalia Theater morgen / heute um 11 Uhr.

8.4.2013

Heide Soltau für NDR 90,3/Abendjournal / WDR

Pulverfass Nahost – sind Frauen klüger?

Pulverfass Nahost – sind Frauen klüger? Unter dem Titel fand gestern Vormittag in Thalia Theater eine hochkarätig besetzte Podiumsdiskussion statt. Unter anderem mit einer Menschenrechtsaktivistin aus Kairo, einer Syrerin, die für die Opposition arbeitet und Protestaktionen organisiert, und Hanan Ashrawi, die ehemalige Sprecherin der palästinensischen Delegation im Nahost-Friedensprozess. Ferner saßen auf dem Podium: die Israelin Fania Oz-Salzberger, Professorin für Geschichte in Haifa, Alice Schwarzer und Claudia Roth. Organisiert hatten die Veranstaltung der Verein zur Förderung des Israel Museums in Jerusalem und das Thalia Theater. Heide Soltau berichtet.

Soltau

Frauen sind nicht klüger, da waren sich alle Podiumsteilnehmerinnen einig, aber Frauen sind näher am Leben dran, weil sie andere Erfahrungen machen, so die Palästinenserin Hanan Ashrawi, die sich seit vierzig Jahren für den Frieden in Nahost einsetzt.

O-Ton 1: Ashrawi

We know.. *Wir wissen, was es bedeutet, machtlos zu sein. Wir wissen, was es heißt, ausgeschlossen und systematisch diskriminiert zu werden. Deshalb haben wir auch mehr Empathie, wir können mit den Unterdrückten mitfühlen. Deshalb sind auch ehrlicher miteinander und lassen uns eher auf einen Dialog mit anderen Frauen ein.*

Soltau

So wie gestern Vormittag in Hamburg. Die Diskussionsrunde war mit drei Araberinnen, einer Israelin und zwei Deutschen besetzt, moderiert von Sonja-Lahnstein, einer aus Zagreb stammenden Jüdin. Und alle hörten einander aufmerksam zu. Hoffnung kennzeichnete die Stimmung auf dem Podium. Für die Frauen in Ägypten habe sich seit dem arabischen Frühling manches geändert, erzählte die Menschenrechtsaktivisten Gihan Abou Zeid.

O-Ton 2: Abou Zeid

Zum Beispiel habe ich auf der Straße nie einen kurzen Rock getragen. Jetzt trage ich einen kurzen Rock.

Soltau

Kleine Schritte, aber sie seien wichtig für die Frauen, weil sie damit ihren eigenen Willen demonstrierten.

O-Ton 3: Abou Zeid

I believe.. Ich glaube, wir befinden uns gerade in einen Riesenlernprozess. Erstens als Individuum, als Frau, indem wir uns das Recht nehmen, nein zu sagen. Wir lernen, miteinander zu arbeiten, feministische Organisationen zu gründen, all das, was wir vorher vermisst haben.

Soltau

Die Syrerin Rafif Jouejati stimmte ihr zu. Die Frauen in Syrien hätten die syrische Revolution mitgetragen, sich zum Beispiel an Aktionen des zivilen Ungehorsams beteiligt und eigene Netzwerke gegründet. Das könne man ihnen nicht wieder weg nehmen. Andererseits gäbe es 3 Millionen Flüchtlinge, Millionen Syrer, die wegen des Bürgerkriegs nicht arbeiten könnten, und Tausende von Kindern, die nicht in die Schule gehen. Und nicht nur das.

O-Ton 4: Rafif Jouejati

Vergewaltigung ist weit verbreitet in Syrien. Dass sexuelle Gewalt ein Unrecht ist, dafür gibt es kaum ein Bewusstsein in der Zivilbevölkerung.

Soltau

Die Frauen auf dem Podium verwiesen auf die besondere Rolle der Mittelschicht, die diese im Prozess der Veränderung spiele. Und wer sie da sitzen sah, gestern im Thalia Theater in Hamburg, hatte den konkreten Beweis vor Augen: gebildete Frauen mit Hochschulabschluss, selbstbewusst, offen und allesamt mehrsprachig. Bildung sei der Schlüssel zur Veränderung der Machtverhältnisse, betonten sie.

Es war Alice Schwarzer, die die aufgeräumte Stimmung auf dem Podium etwas dämpfte.

O-Ton 5: Alice Schwarzer

Es hat keinen Zweck sich etwas vorzumachen. Wieder sind die Frauen nicht organisiert. Wieder haben sie geholfen, die Tyrannen zu stürzen, wieder werde sie, fürchte ich, auf der Strecke bleiben. Und da frage ich, was können wir tun?

Soltau

Z.B. Frauen aus Nahost einladen, von ihren Erfahrungen zu erzählen. Und verhindern, dass die deutsche Regierung dort Politiker unterstützt, die Frauenrechte beschneiden.

THALIA

blogs.angloinfo.com

8. April 2013

Partner with us! Women in Middle East

April 8, 2013

Partner with us! this was the closing statement of Rafif Jouejati in an engaged, passionate debate at the Thalia Theatre on Sunday morning. Jouejati is spokeswoman of the Syrian opposition movement and very worried about the current situation in Syria, where more than 4 million people are internally displaced and many more threatened to loose their homes.

The start of the movement in Syria was a demand for reforms, as in other Arab countries. Women were then serving as equal partners in the revolution, Rafif Jouejati said, building women networks and exercising their rights. But by now the situation has become much more radicalised, and it is difficult to say how the west could help. But nevertheless she said that she still believed in the build-up of democratic structures (she worked in the opposition project "The Day After"), but probably democracy will not be attained immediately. Her moving appeal to the west: Partner with us! Don't teach us, that's not what we need, you can even learn from us.

Syria was one of the topics of the Sunday morning discussion panel. The Thalia theatre and the "Verein zur Förderung des Israel Museum in Jerusalem e.V." (the friends of the Israel museum in Jerusalem, a Hamburg association), had invited prominent women to discuss the political situation in Middle East, and especially the impact on women and the challenges in recent developments.

Gihan Abou Zeid, civil rights activist from Egypt, gave valuable insights into the situation of women in Egypt after the revolution. The freedom once gained will not be taken away from the women in Egypt, she declared.

Dr. Henan Ashrawi, former leader of the Palestine delegation in the peace process, impressed the audience with clear statements and striking personality: It is not right, she said, to fight against oppression and at the same time oppress women and women's rights. Both she and Prof. Oz-Salzberger discussed the Israel-Palestinian situation very openly.

Alice Schwarzer, the well-known German feminist publisher, and Claudia Roth, party leader of "Die Grünen", reflected how western women groups and politics can possibly support women in the Middle East countries in their fight for freedom and democracy.

After the introduction into the topic of the day by Joachim Lux, the director of the Thalia Theater, Sonja Lahnstein-Kandel, the president of the "Friends of the Israel Museum", guided through the discussion with great aplomb.

She organized the debate into three crucial questions: What are the participants personal experiences in the recent revolutions and upheavals? What are the realistic chances for the development of democratic structures? Will women in the region be able to reach their goals? And how can we in the west help to strengthen democratic forces? And finally: Are women better peacemakers? (The last question by the way was dismissed very quickly by an unanimous "no").

The audience (full house at the Thalia theatre) was partaking in the discussion and applauding frequently. Clearly, the two hours discussion was appreciated. Each of the participants could have filled an evening of her own, and the discussion on the panel was lively full of insights and profound arguments and featuring great mutual respect.

For the spectators, the use of the audio set to follow the simultaneous translation was obviously a novelty and took some explaining, but soon everybody managed the dual channel device to listen to the statements in German or English, as needed.

from left to right: Alice Schwarzer, Gihan Abou Zeid, Prof. Dr. Fania Oz-Salzberger, Sonja Lahnstein-Kandel, Rafif Jouejati, Dr. Hanan Ashrawi, Claudia Roth, copyright Thalia Theater

from left to right: Sonja Lahnstein-Kandel, Dr. Hanan Ashrawi, Alice Schwarzer, Gihan Abou Zeid, Claudia Roth, Rafif Jouejati, Prof. Dr. Fania Oz-Salzberger, copyright Thalia Theater

Hamburger Abendblatt 8. April 2013

Der Traum von Gleichberechtigung

Dialogreihe **„Bridging the Gap"** thematisiert Nahost und appelliert an den Westen, den arabischen Ländern beim Aufbau eines demokratischen, säkularen Systems zu helfen

ARMGARD SEEGERS

HAMBURG :: Einen hochkarätig besetzten Nahost-Gipfel hatte Sonja Lahnstein-Kandel am Sonntagvormittag im Thalia Theater für die Dialogreihe „Bridging the Gap" zusammengestellt, als es um die Frage ging, ob sich der Arabische Frühling in einen eisigen Winter verwandelt hätte. Ob Freiheit und Frieden nicht in immer weitere Ferne gerückt sind. Das Thema der zweistündigen Diskussion, „Pulverfass Nahost – sind Frauen klüger?", die vom Verein zur Förderung des Israel-Museums und dem Thalia gefördert, von der Zeit-Stiftung unterstützt wird, drehte sich vor allem um die Rolle, die Frauen bei den Veränderungen in Richtung Demokratie einnehmen. Und um die Opfer, die sie erbringen müssen. Die deutschen Teilnehmerinnen Alice Schwarzer, Herausgeberin der Zeitschrift „Emma", und Claudia Roth, Parteichefin der Grünen, waren den gut 900 Zuschauern sicher bekannt. Die Nahost-Teilnehmerinnen Gihan Abou Zeid (Menschenrechtsaktivistin aus Kairo), Dr. Hanan Ashrawi (Professorin und ehemalige Sprecherin der palästinensischen Delegation im Nahost-Friedensprozess), Dr. Fania Oz-Salzberger (Professorin und Tochter des Friedenspreisträgers Amos Oz) und Rafif Jouejati (Sprecherin des Koordinierungskomitees der Oppositionsdemonstrationen in Syrien) überzeugten mit fesselnden Biografien, die ihren lebenslangen Einsatz für Selbstbestimmung und Demokratie dokumentierten.

Jouejati berichtete aus Syrien, dass ein Drittel der Bevölkerung derzeit auf der Flucht sei, dass 15 Millionen Menschen seit zwei Jahren keine Arbeit mehr gefunden hätten, dass sich die Radikalisierung leider immer mehr durchsetzen würde und dass man auch nicht mehr so genau unterscheiden könnte, wer für wessen Interessen kämpfen würde. „Unsere große Chance ist, dass Syrien ein reiches Mosaik an Kulturen und Religionen bietet. Aber ich fürchte, unser Land zerfällt gerade. Die Extremisten setzen sich durch." An uns, den Westen, erging von allen Teilnehmerinnen die Aufforderung „von innen her die demokratischen Kräfte zu unterstützen". Claudia Roth berichtete vom unfassbaren Elend, das sie in den Flüchtlingslagern gesehen hätte. Leider würden die Gelder des Westens versickern, und die Menschen seien abhängig von der Hilfe der Radikalen, die Wasser und Brot verteilen. Ein schrecklicher Kreislauf.

Die syrische Oppositionelle Rafif Jouejati: Sieben von 22 Millionen Syrern sind auf der Flucht
Foto: privat

Die Ägypterin Gihan Zeid fragte beispielsweise, warum die EU das ägyptische Bildungsministerium unterstützt, wenn dort Regeln verabschiedet werden, die Männern verbieten, Frauen die Haare zu schneiden. Auf keinen Fall sollten wir antidemokratische Kräfte wie Muslimbruder Mursi legitimieren, hieß es. Und Alice Schwarzer ergänzte, es habe wenig Sinn, „sich etwas vorzumachen. Der politische Islam ist überall, weil er organisiert ist." Hanan Ashrawi sagte: „Die Palästinenserinnen sind doppelt unterdrückt, von den Israelis und von den palästinensischen Männern, die immer von Befreiung, aber nie von der Menschenwürde der Frauen reden würden." Rafif Jouejati wusste: „Vergewaltigung wird in Syrien systematisch eingesetzt." Helfen würde nur Bildung. Für Männer und Frauen. Und Fania Oz ergänzte: „Frauen sind keine besseren Menschen. Aber oft sind sie näher dran am Leben und verstehen besser, was Krieg bedeutet."

Evangelische Zeitung

14. 4. 2013.

„Bridging the Gap" – Vorurteile sind überwindbar

Palästinensisch-jüdisches Projekt in Jerusalem wird Pate für Dialog in Hamburg – Diskussion mit Michel Friedman und Rabbiner Shlomo Bistritzky

Von Cornelia Strauß

HAMBURG – Vier Europäer, Juden der Nachkriegszeit, diskutierten im Thalia Theater Hamburg über ihre jüdische Identität in Europa. Eingeladen hatte der Verein zur Förderung des Israelmuseums e. V. und das Thalia Theater Hamburg im Rahmen einer Dialogreihe. Anlass ist die drängende Frage: Wie können Menschen unterschiedlicher Religions- und Kulturkreise im 21. Jahrhundert miteinander leben? Ziel der Podiumsdiskussionen ist es zu zeigen, dass Gespräche über Grenzen und deutliche Gegensätze möglich sind. Vorurteile sind überwindbar. Als Pate steht das Israel-Museum in Jerusalem mit dem erfolgreichen palästinensisch-jüdischen Kunstprojekt für Kinder und Jugendliche, „Bridging the Gap". Ermöglicht wird die Hamburger Dialogreihe durch die ZEIT-Stiftung.

„Jüdische Identität in Europa – zwischen Anpassung und Selbstfindung" hieß das Motto des Dialogs, zu dem jüdische Europäer mit Lebensläufen in Österreich, Rußland, Deutschland, Israel persönlich Stellung bezogen. Einer von ihnen, Michel Friedman, heute deutscher Staatsbürger, wurde 1956 in Paris von polnischen Eltern geboren. „Die Tatsache, dass in Deutschland jüdische Menschen nach der NS-Ideologie ausgerottet werden sollten, hat mich zum politischen Menschen gemacht", definierte der Rechtsanwalt und Moderator seine jüdische Identität in Europa. Friedman beschrieb im Thalia Theater sein Selbstverständnis: „Ich bin ein Jude, der nicht an Gott glaubt, für den Judentum aber Kultur bedeutet." Schmunzelnd fügte der Fernseh-Talkmaster hinzu: „Zur jüdischen Kultur gehört auch ausgesprochene Streitkultur". Seine Gesprächspartnerinnen aus Wien und der Rabbiner aus Hamburg stellten eigene Definitionen ihrer jüdischen Identität vor.

Die Wiener Philosophin und Publizistin Isolde Charim sieht ihre jüdischen Wurzeln eingebettet in die kulturelle Vielfalt postfaschistischer demokratischer Gesellschaften: „Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs gibt es in Europa eine große Verschiebung: Meine Mutter war in Polen noch Teil der jüdischen Minderheit innerhalb der polnischen Mehrheitsgesellschaft. Heute leben wir in multikulturellen Gesellschaften ohne homogene Mehrheiten – und ohne einheitliches Weltbild." Europa bedeutet für Charim zugleich die wohltuende Erfahrung von Demokratie: „Heute empfinden sich Juden als Staatsbürger in Europa. Sie machen die gleichen Erfahrungen in der Gesellschaft wie andere auch."

Charim: Europa als wohltuende Erfahrung von Demokratie

Werte und gesellschaftliche Errungenschaften in Europa würden von Bürgern jüdischer Herkunft oft pointierter wahrgenommen. So berichtete die aus Rußland stammende Schriftstellerin und Malerin Julya Rabinowich: „Ich bin 1970 in der UdSSR geboren und habe dort das Verbot aller Religionen erlebt. Ich persönlich bin bis heute nicht religiös. Leider blieb in Russland aber der Antisemitismus." Eine jüdische Identität habe sie nie gesucht, doch später in Wien gefunden. In Österreich engagiert sich Julya Rabinowich als Dolmetscherin im Diakonie-Flüchtlingsdienst.

Judentum als Kulturträger, Verfechter der Demokratie oder ethischer Auftrag in der Gesellschaft – diese jüdischen Identitäten ergänzte der Hamburger Rabbiner Shlomo Bistritzky als religiöser Jude. Geboren ist Bistritzky in Jerusalem in der dritten Generation nach der Shoah, seine jüdische Identität hat sich in den demokratischen Gesellschaften Israel und Deutschland herausgebildet: „Jude ist nicht Jemand, der in der NS-Zeit verfolgt wurde. Auch nicht automatisch ein Orthodoxer, sondern ein von einer jüdischen Mutter geborener oder ein konvertierter Mensch. Unabhängig davon hat er seinen freien Willen zu entscheiden, wie er leben will." „Allerdings", so der Rabbiner, der in einer religiösen Familie aufgewachsen ist, „gibt es in Israel ein großes Problem: Manche radikale Orthodoxe wollen anderen ihr Leben aufzwingen. Dafür stehe ich nicht!"

Diese Innensicht der vier Europäer, ihre Denkweisen und Werte ähneln dem Selbstbild europäischer Zeitgenossen christlicher oder säkularer Herkunft. „Mit einem Unterschied", hakt Michel Friedman ein: „Wir sind zusätzlich mit einer Außensicht konfrontiert, die uns aufgedrängt wird. Solange zum Beispiel in Artikeln über neue Filme von Woody Allen in jedem zweiten Satz steht, er sei Jude, können wir uns von der Außenschau nicht abkoppeln."

Friedman: „Außenansicht, die uns aufgedrängt wird"

Auch die Vermischung von jüdisch und israelisch im deutschen Sprachgebrauch werde zur Belastung. Europäer jüdischer Herkunft und Israel würden in einen Topf geworfen, beklagte Friedman: „Wenn man Israel kritisiert, als Jude oder Nichtjude, ist das genauso korrekt, wie wenn man Bundeskanzlerin Merkel kritisiert. Die Frage ist: Kritisiert man die Regierung – oder das Land insgesamt?"

Jüdische Gemeinden in Deutschland wachsen seit einigen Jahren wieder. „Sie definieren sich heute immer weniger durch die religiöse Zugehörigkeit oder als Überlebende des Holocausts", meinte Moderatorin Sonja Lahnstein-Kandel.

Wie entwickelt sich jüdische Identität in Europa weiter? Michel Friedman: „Ich glaube nicht an Integration. Jedes Ghetto, jede gesellschaftliche Gruppierung bietet psychologisch eine Gruppenidentität an. Ich glaube allerdings an Emanzipation, an die freie geistige Reflexion und gefühlsmäßige Verarbeitung des eigenen Lebens. Die größte Belohnung liegt darin, dass man auf diesem schweren Weg zu einer hohen Authentizität kommt. Nichts anderes wünsche ich mir für alle Menschen. Somit auch für Juden."

Eine Schlussthese, die zu weiteren Dialogen einlädt. Gelegenheit dazu gibt das Thalia Theater am 14. Mai um 20 Uhr zum Thema: „Lieben wir das Deutsche? Über die deutsche Migrationshintergründigkeit" und am 9. Juni um 11 Uhr über „Das Religiöse und das Säkulare – Glaube gegen Vernunft".

— **Information:** Internet: www.thalia-theater.de, Tel. 040 / 3281 4444.

THALIA

salonamgrindel.de/empfehlungen.de

23. April 2013

"Lieben wir das Deutsche - über die deutsche Migrationshintergründigkeit"

Veranstaltung der Dialogreihe "Bridging the Gap" des Vereins zur Förderung des Israel-Museums e.V. und des Thalia Theaters
Dienstag, 14. Mai 2013 - 20:00
Thalia Theater Hamburg

Die Veranstaltungsreihe „Bridging the Gap" beschäftigt sich mit der Frage, wie in einer sich stetig vernetzenden Welt die Menschen unterschiedlicher Religions- und Kulturkreise miteinander leben können. Wie wird ein Dialog über Grenzen und deutliche Gegensätze hinweg möglich, der zur Überwindung kultureller, religiöser und politischer Konflikte beiträgt?
Migration und Mobilität prägen das Leben in der globalisierten Welt, besonders in den großen Städten. Die unterschiedlichen kulturellen und religiösen Werte, Lebenswelten und -entwürfe bergen große Chancen und bedeuten gleichzeitig eine Herausforderung. Wie viel Eigenes muss im Fremden bewahrt und wie viel Fremdes im Eigenen zugelassen werden, um sich in einer neuen Heimat wohl zu fühlen? Sind wir in Deutschland weniger „durchmischt", als in anderen Ländern und wenn ja, warum? Gibt es überhaupt so etwas wie eine deutsche, eine interkulturelle oder gar eine europäische Identität? Vielleicht sind das in Wahrheit semantische Konstrukte, genauso wie das Wort „Migrationshintergrund", und es fehlt uns in Deutschland noch die entsprechende Lässigkeit und Selbstverständlichkeit im Umgang damit.

Zu diesem Thema diskutieren am 14. Mai: Ian Karan (Unternehmer und Mäzen, ehem. Senator für Wirtschaft und Arbeit), Sonja Lahnstein-Kandel (Gründerin und Vorsitzende der Stiftung „step21 für Toleranz und Verantwortung"), Giovanni di Lorenzo (Chefredakteur der Wochenzeitung „DIE ZEIT", Moderator der Talkshow „3 nach 9"), John Neumeier (Ballettintendant der Hamburgischen Staatsoper und Ehrenbürger Hamburgs), Aydan Özoğuz (stellvertretende SPD-Vorsitzende, Mitglied des Deutschen Bundestages), Vural Öger (türkisch-deutscher Unternehmer, ehem. Mitglied des Europäischen Parlaments), Moderation Joachim Lux
Weitere Informationen und Kartenkauf unter: www.thalia-theater.de

Veranstalter: Verein zur Förderung des Israel-Museums e.V. und Thalia Theater Hamburg, gefördert von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius
Hinweise

Der Jüdische Salon am Grindel empfiehlt Vorträge, Filme, Bücher, Lesungen, Konzerte, Ausstellungen von Institutionen in Hamburg und befreundeten Künstlerinnen und Künstlern. Wir machen Sie darauf aufmerksam, was, wieviel und wie reichhaltig jüdische Kultur in unserer Stadt sein kann!

THALIA

Hamburger Abendblatt

30. APRIL 2013

„Hamburgs Spitzen" diskutieren Zukunft der Hansestadt

Treffen auf Einladung von **Ex-Wirtschaftssenator Karan** im Sofitel

ALTSTADT :: Am Montagabend war wieder Netzwerken auf hohem Niveau angesagt: Zum dritten Mal kamen auf Einladung des früheren Wirtschaftssenators Ian K. Karan „Hamburgs Spitzen" zusammen – ein exklusiver Kreis aus Entscheidern und Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Kultur, Medien, Sport und Wissenschaft.

Als Moderator für den „Spitzentalk" im Sofitel, der unter dem Motto „Visionen für die Regionen" stand, wurde Schauspieler Marek Erhardt gewonnen. Er trat damit in die Fußstapfen der schwangeren NDR-Moderatorin Julia Westlake, die sich derzeit eine Babypause gönnt. Für den Enkelsohn des berühmten Komikers Heinz Erhardt war es eine „interessante, aber keine komplett neue Aufgabe": „Jede Moderation ist eine Herausforderung. Hier habe ich aber die Chance, direkt an der Stellschraube zu sitzen." Seine Gäste, die er als „Macher" bezeichnet, waren: Wirtschaftssenator Frank Horch (parteilos), Michael Beckereit (Geschäftsführer von Hamburg Wasser und Hamburg Energie), Stage-Entertainment-Chef Johannes Mock-O'Hara und Xing-Gründer Lars Hinrichs.

Ian K. Karan, seine Ehefrau Barbara und Wirtschaftssenator Frank Horch (v. l.) beim Spitzentalk im Sofitel Fotos: Joost

Moderator Marek Erhardt, Michael Beckereit (Hamburg Wasser) und Xing-Gründer Lars Hinrichs (v. l.)

Wenn es um die Zukunft der Hansestadt geht, ist in Erhardts Augen eine der wichtigsten Aufgaben, „die Schere zwischen Arm und Reich in den Griff zu bekommen". Michael Beckereit ist der Meinung, dass in Hamburg manche Prozesse noch etwas „schlanker und unbürokratischer" gelöst werden sollten. „Gerade für Unternehmen, die wie wir viele Baumaßnahmen im öffentlichen Raum durchführen, würde dies die Arbeit erleichtern", so Beckereit.

In seiner Vorstellung würden die bislang weniger im Mittelpunkt stehenden Stadtteile noch besser in die Stadt integriert werden. Dafür seien die Internationale Bauausstellung und die Internationale Gartenschau in Wilhelmsburg schon wegweisend.

Eine weitere, ganz persönliche, Zukunftsvision hat Beckereit auch noch: „Vielleicht wird der HSV mal wieder deutscher Meister – oder der FC St. Pauli." (jsk)

STADTKÜSTE

Im Thalia Theater haben sich am 7. April Alice Schwarzer, Sonja Lahnstein-Kandel, Claudia Roth, Sihem Badi, Rafif Jouejati, Dr. Hanan Ashrawi, Gihan Abou Zeid und Prof. Dr. Fania Oz-Salzberger zum Nahost-Dialog zusammen gefunden

Bridging the Gap

Sind Frauen klüger?

Ein Nahost-Dialog zwischen arabischen, deutschen und israelischen Frauen im Thalia Theater

➤ Eine hochkarätige Runde hatte sich am 7. April im Thalia Theater eingefunden, um über das Thema „Pulverfass Nahost – sind Frauen klüger?" zu diskutieren.

Die Einführung übernahm Thalia Theater Intendant Joachim Lux, der, die leicht chaotische Situation mit dem Umgang der Simultanübersetzungsgeräte ins Auge nehmend, feststellte, dass das „Bridging" nicht so sehr das Problem sei, sondern vielmehr „the gap". Die erste Hürde ist allemal die Sprache.

Es diskutierten Gihan Abou Zeid (Menschenrechtsaktivistin in Kairo), Dr. Hanan Ashrawi (ehemalige Sprecherin der palästinensischen Delegation im Nahost-Friedensprozess), Rafif Jouejati (Sprecherin des Lokalen Koordinierungskomitees der Opposition demonstrierender in Syrien), Prof. Dr. Fania Oz-Salzberger (Professorin an der University of Haifa in Israel), Claudia Roth (Bundesvorsitzende Bündnis 90/Die Grünen) und Alice Schwarzer (Herausgeberin der Frauenzeitschrift „Emma"). Angekündigt – und aus politischen Gründen nicht anwesend, war auch Sihem Badi, die Ministerin für Frauen und Familie aus Tunesien, die am Vortag von ihrem Amt zurücktrat. Trotzdem waren viele junge tunesische Frauen und Männer, die gerade in Deutschland eine Ausbildung machen, zu der Veranstaltung erschienen und nahmen Stellung zur Situation in Tunesien. Rafif Jouejati faxte die momentane Situation in ihrer Heimat Syrien zusammen – vier Millionen Menschen seien auf der Flucht, es gehe bereits 75.000 Tote, das Geld aus dem Westen komme nicht bei den Menschen an, die es benötigen.

>>

THALIA

hamburg.prinz.de

14. Mai 2013

Diskussion/Vortrag
Bridging the Gap: Lieben wir das Deutsche?

Thalia Theater, Hamburg,

Locationfoto 'Thalia Theater'

Eine Dialogreihe des Vereins zur Förderung des Israel-Museums e.V. und des Thalia Theaters.

Migration und Mobilität prägen das Leben in der globalisierten Welt, besonders in den großen Städten. Die unterschiedlichen kulturellen und religiösen Werte, Lebenswelten und -entwürfe bergen große Chancen und bedeuten gleichzeitig eine Herausforderung. Wie viel Eigenes muss im Fremden bewahrt und wie viel Fremdes im Eigenen zugelassen werden, um sich in einer neuen Heimat wohl zu fühlen? Sind wir in Deutschland weniger "durchmischt", als in anderen Ländern und wenn ja, warum? Gibt es überhaupt so etwas wie eine deutsche, eine interkulturelle oder gar eine europäische Identität? Vielleicht sind das in Wahrheit semantische Konstrukte, genauso wie das Wort "Migrationshintergrund", und es fehlt uns in Deutschland noch die entsprechende Lässigkeit und Selbstverständlichkeit im Umgang damit. Über diese Fragen diskutieren Hamburger Persönlichkeiten unterschiedlicher Herkunft, die Kulturleben, Politik, Wirtschaft und Medienlandschaft in Deutschland mitprägen.

THALIA

Hamburger Abendblatt

16. Mai 2013

OFFEN GESAGT

Deutschland, ein Einwandererland

EIN KOMMENTAR VON
ARMGARD SEEGERS

:: Auch der vorletzte Abend der vielseitigen Diskussionsreihe „Bridging the Gap", der sich im Thalia Theater dem Thema „Lieben wir das Deutsche? – über die deutsche Migrationshintergründigkeit" widmete, brachte spannende Erkenntnisse. Sechs Diskussionsteilnehmer mit ausländischen Wurzeln erklärten, dass Deutschland heute ein offenes, liberales Land sei. Im Gegensatz zum Deutschland der 60er- und 70er-Jahre, wo man auffiel, „wenn man jeden Tag duschte" wie Vural Öger berichtete.

„Wir sind so etwas wie Edelmigranten" bekannten Giovanni di Lorenzo, Ian Karan, John Neumeier, Vural Öger, Sonja Lahnstein und Aydan Özoguz. „Wir wollten Deutsch sprechen und eine gute Bildung bekommen." Man sprach über zugeknöpfte Hamburger und die Sehnsucht nach ihnen und darüber, dass man „selbstverständlich alles sein kann, deutsch und Ausländer. Man kann den Duft gebratener Auberginen vermissen und auch die ‚Tagesschau' um 20 Uhr."

Allen war klar, hier lebt es sich angenehm. Nach allgemeinem Konsens gibt es nicht nur eine Bringschuld seitens des Landes, es gibt auch eine seitens des Fremden. „Integration ist keine Assimilation, aber man muss sich auf Gemeinsamkeiten verständigen", sagte di Lorenzo, der schon mal an einem „Übermaß politischer Korrektheit leidet". Die Werte der Aufklärung wie Freiheit und Gleichheit sind nirgends so lebendig wie in Europa. Ganz besonders in Deutschland.

Hamburger Abendblatt

HAMBURGER KRITiken

Deutsch ist der Schlüssel zur Integration

Die Sprachdefizite gerade bei Migrantenkindern sind in Hamburg zu hoch – das hat auch viel mit den Einheimischen zu tun

Es ist einige Tage her, da erregte die Republik ein paar Stunden über eine Nachricht: Immer mehr Migrantenkinder benötigen Sprachförderung, weil ihre Deutschkenntnisse für die Schule nicht ausreichen. Die Ursache liege darin, dass in zu vielen Zuwandererfamilien zu Hause kaum oder gar kein Deutsch gesprochen werde. Die Hamburger haben die Fehlentwicklung sogar statistisch vermessen: 23 Prozent der Grundschüler unterhalten sich zu Hause nicht auf Deutsch – der Anteil wird zukünftig sogar an. In Billbrook sprechen 80 Prozent der Schüler überwiegend eine andere Sprache, auf der Veddel sind es 70 Prozent.

Gelänge es, die Kinder zweisprachig zu erziehen, wäre das in Ordnung – und diese Kolumne zu Ende. Aber so ist es nicht. Leider wächst parallel die Zahl der Viertklässlerjährigen mit deutlichen Deutschdefiziten. Knapp 13 Prozent der Kinder haben beträchtlichen Förderbedarf, in einigen Stadtteilen fast 50 Prozent. Es gibt Elternhäuser, die das Erlernen der deutschen Sprache offenbar für überflüssig halten und damit ihren Kindern Bildung und Aufstieg erschweren. Das ist fatal.

Denn Sprache ist und bleibt der Gesamtschlüssel zu Bildung und sozialem Aufstieg, zu Integration und Teilhabe. Ob in Sportverein oder auf dem Hafengeburtstag, ob im Kaufhaus oder Stadion – es ist die Sprache, die Menschen verbindet. Verständnis erfordert, sich zu verstehen. Das frühe Erlernen des Deutschen ist für die Gesellschaft von elementarer Bedeutung. Man darf sich schon wundern, warum Zahlen wie die des Statistikamts Nord hierzulande kaum mehr schrecken und man rasch zur Tagesordnung übergeht.

Matthias Iken beleuchtet in der Kolumne „Hamburger KRITiken" jeden Montag Hamburg und die Welt
Foto: Reto Klar

Mitunter entsteht der Eindruck, als seien viele mit den sprachlichen Parallelgesellschaften einverstanden. Auch deutsche Konzerne werben in Türkisch, Institutionen übersetzen eifrig in Migrantensprachen, selbst der Alltag funktioniert ohne Grundkenntnisse des Deutschen. Natürlich muss eine weltoffene Stadt mehr als Platt-, Hochdeutsch und Missingsch sprechen, gerade für seine Gäste. Aber zugleich sollte sie beim Spracherwerb ihrer Bürger nicht maximal tolerant sein.

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass die ersten verbindlichen Sprachtests und Deutschkurse für Vorschulkinder ausgerechnet von der CDU Hessen kamen, die zuvor Ausländer als populistisches Wahlkampfthema missbraucht hatte. Möglicherweise sollten die Sprachtests konservative Wähler erfreuen, während SPD und Grüne dagegen wetterten – eine Aufwertung des Deutschen galt als verdächtig. Doch rasch zeigte sich, dass gerade die Migrantenkinder von Sprachkursen profitierten. Die latent ausgrenzende Politik entfaltete eine gegenteilige Wirkung. Auf der anderen Seite verlängern gut gemeinte „Anwälte der Ausländer" die Unmündigkeit ihrer Klientel, wenn sie Integration verhindern.

Einmal mehr zeigt sich: Ideologien helfen nicht weiter, um die Bildungschancen zu verbessern. Eher hilft die alte Formel vom Fordern und Fördern: Die Mehrheitsgesellschaft sollte Deutschkenntnisse grundsätzlich erwarten – und massiv in Sprachkurse für Kinder wie Eltern investieren. Migranten in der Öffentlichkeit zum Deutschsprechen zu ermuntern, ist keine Deutschtümelei, sondern das genaue Gegenteil – Integrationshilfe im Alltag.

In den vergangenen Jahren indes hat die deutsche Sprache offenbar an Gewicht verloren, auch bei den Einheimischen. In gewissen Kreisen gehört es zum guten Ton, als Kniefall vor der Globalisierung die Kinder englisch- und am besten gleich noch chinesischsprachig zu erziehen. Die Namen müssen international klingen, Englisch soll spätestens in der Mittelstufe Unterrichtssprache sein. Ob in Kultur, Kino oder der Werbung – selbst wenn nur für den deutschsprachigen Raum produziert wird, verabschiedet sich die Elite gern ins Englische. Das wirkt modern und weltmännisch, sendet unterschwellig aber die gefährliche Botschaft, die eigene Sprache sei entbehrlich. Wenn schon die Einheimischen Deutsch vernachlässigen, schwindet der Ehrgeiz, Deutsch zu lernen. Es ist an der Zeit, sich als Botschafter seiner Sprache zu verstehen.

Vor einigen Tagen trafen sich Vorbilder des multikulturellen Deutschlands unter dem Motto [redacted] (sic!) zur Debatte „Lieben wir das Deutsche?". Dabei waren sich der „Zeit"-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo, die Unternehmer Ian Karan und Vural Öger, Ballettchef John Neumeier, Politikerin Aydan Özoguz und die Stiftungsgeschäftsführerin [redacted] in einem Punkt einig: „Wir wollten Deutsch sprechen und eine gute Bildung bekommen." Manchmal lassen sich große Integrationsdebatten auf einfache Sätze reduzieren.

THALIA

HAMBURGER MORGENPOST

9. Juni 2013

DAS BESTE VON HEUTE

„Nischengold“: Amateur-Theater

Zehn Premieren hat das Theaterprojekt „allusion“ im Goldbekhaus nun schon präsentiert – ein kleines Jubiläum. Anlass genug, die Türen des Goldbekhauses mal für Amateurtheater-Gruppen zu öffnen, die heute Ausschnitte aus ihrer Arbeit präsentieren und gemeinsam in Workshops arbeiten.
Die Kieler Gruppe „Sprungchance“ präsentiert etwa interkulturelles Theater und das Ensemble „HEFE“ die Komödie „Drei Mal Leben“. Dazu gibt's eine Impro-Show von Anne Bille. Los geht's ab 18 Uhr, Tickets kosten 15 Euro.

Märkte

➤ **Schlachthof** 8-14 Uhr, Neuer Kamp 30, Antik- und Flohmarkt

➤ **Domäne Harburg** 9-17 Uhr, Großmoorbogen 17, Flohmarkt

➤ **NDR-Benefizmarkt** 10-17 Uhr, Rothenbaumchaussee 132

➤ **Garten der Schmetterlinge** 10-18 Uhr, Am Schlossteich 8 (Friedrichsruh), Landmarkt

Schafschurfest

11-16 Uhr, Höltigbaum Bei diesen Temperaturen ist ein dickes warmes Schaffell wirklich unpraktisch – darum machen die Schäfer vom Höltigbaum ihre Heidschnucken und Bentheimer Landschafe heute „sommerfein“. Auf dem Gelände am Eichberg 63 können die Besucher hautnah dabei sein – und beim „Schafsbingo“, beim Basteln, Filzen und Wollespinnen oder beim Bummel über den kleinen Markt auch nebenher viel Spaß haben. Auch eine Tombola und Kinderschminken bieten die Veranstalter an.

Bridging The Gap

11 Uhr Thalia-Theater Eine Gesprächsrunde, besetzt mit hochkarätigen Experten: Unter dem Oberthema „Das Religiöse und das Säkulare – Glaube gegen Vernunft“ hat die Dialogreihe „Bridging The Gap“ neben anderen Gesprächsteilnehmern heute den EKD-Vorsitzenden Wolfgang Huber, den „Zeit“-Feuilletonredakteur Jens Jessen und Moderator Johannes B. Kerner geladen. Die Teilnahme kostet für Zuschauer 14 Euro (ermäßigt 8 Euro).

Nabu-Fest

11-16 Uhr, Schenefeld Schon zum zweiten Mal veranstaltet die Nabu-Stadtteilgruppe Schenefeld/Halstenbek ein buntes Wiesenfest am Friedrichshulder See in Schenefeld. Alles dreht sich um das Thema Natur: Besonders Kinder sollen die Umwelt vor der eigenen Haustür kennenlernen. Neben dem ebenso lustigen wie lehrreichen Programm gibt es auch Kinderschminken und Stockbrotbacken am Lagerfeuer.

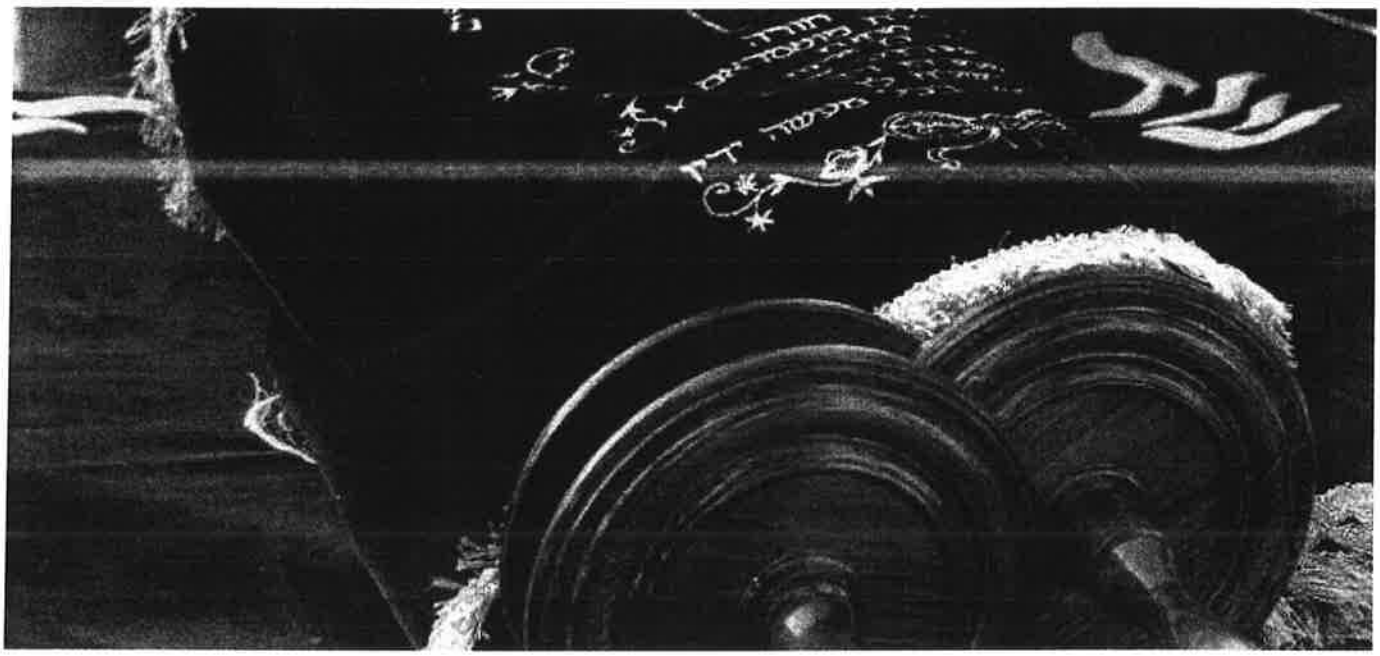
THALIA

spiegel.de

17. Juni 2013

Jüdisches Leben: Die Welt der 613 Gesetze

Von Dietmar Pieper



Wie soll ein frommer Jude leben? Shlomo Bistritzky ist vor zehn Jahren nach Hamburg gekommen, weil er Antworten auf diese Frage hat.

Gott verlangt viel von einem gläubigen Juden. Gleich nach dem Aufstehen muss Shlomo Bistritzky sich die Hände waschen, denn nachts ist der Mensch wie tot, erklärt er, "dadurch wird er unrein". Dann muss er zehn Segenssprüche sprechen, zum Beispiel Gott dafür danken, dass er ihm seine Seele zurückgegeben hat und dass er ihm Kleidung und Essen gibt. Das Essen muss koscher sein, und er darf nicht trödeln, sonst wird es zu spät für das Morgengebet. So beginnt der Tag.

"Im Judentum kann man Glauben und Alltag nicht trennen", sagt Bistritzky. Er ist Rabbiner, er weiß, wovon er redet. Hellwach sitzt er vormittags in seinem kleinen Büro in der Hamburger Talmud-Tora-Schule. Bistritzky, 35, spricht konzentriert, zugewandt, ohne Floskeln, so wie jemand spricht, der eine klare Botschaft vermitteln will, aber nicht viel Zeit dafür hat. Als Kinderlärm durch das geöffnete Fenster dringt, steht er kurz auf und zeigt auf den Schulhof: Dort, neben der Schaukel, spielt sein Sohn. Drei seiner sechs Kinder sind in Hamburg geboren.
Die Talmud-Tora-Schule, ein hundert Jahre alter Backsteinbau, ist seit einigen Jahren wieder ein Zentrum des jüdischen Lebens in Hamburg. Rund 110 Kinder gehen hier in die Schule, in der Bistritzkys Frau Chani Hebräisch und Religion unterrichtet. Die Jüdische Gemeinde hat in dem streng bewachten Gebäude ihren Hauptsitz. Seit August vorigen Jahres gibt es auch ein modernes Bistro mit zwei Küchen, damit Schüler, Mitarbeiter und Gäste koscheres Essen bekommen. Der Speiseplan an der Wand zeigt in großen Lettern an, wann milchige und wann fleischige Gerichte serviert werden, penibel getrennt, wie es Vorschrift ist. An einem Tag zum Beispiel Käseschnitzel, am nächsten Huhn mit Reis.

Für Bistritzky ist das Bistro die einzige Gaststätte in Hamburg, wo er essen darf. Er erzählt das gern, damit die Leute begreifen, was es für einen orthodoxen Juden wie ihn bedeutet, in Hamburg zu leben. Nur wenige Schritte von der Talmud-Tora-Schule entfernt gibt es zwar ein "Jüdisches Café" mit einer umfangreichen Speisekarte. Aber auf koschere Küche legt man dort keinen Wert. "Das Einzige, was in diesem Café jüdisch ist, ist der Besitzer", sagt ein Gemeindemitglied.

Wer Jude werden möchte, muss sich anstrengen

Die Welt des Judentums ist eine Welt der Gesetze. Alles beruht auf der Offenbarung, die Mose von Gott empfangen hat. Für Christen ist sie ein Teil des Alten Testaments. Für Juden ist sie die Tora, das Grundgesetz ihrer Religion. Christen kennen die Geschichte von den zehn Geboten, die Mose aufgeschrieben hat. Juden lesen 613 Vorschriften aus der Tora, 248 Gebote und 365 Verbote. Sie sollen Gott lieben. Sie sollen Gott fürchten. Sie sollen keine Nichtjuden heiraten. Sie sollen Almosen geben. Sie sollen keine Lebewesen essen, die im Wasser leben, außer Fisch. Viele der 613 Vorschriften sind sehr konkret.

Aber die Welt des Judentums ist auch eine Welt der Interpretationen. Die Gesetze sind ewig, doch die Zeiten ändern sich. Ist ein frommer Jude unsicher, wie er sich verhalten soll, fragt er den Rabbiner. Ist der Rabbiner unsicher, kann er seinen Oberrabbiner fragen. Die Auslegung der Tora hängt auch davon ab, welcher religiösen Strömung jemand angehört. Es gibt orthodoxe und ultra-orthodoxe Juden, konservative, liberale und progressive. Aber auch das ist vereinfacht. "Es gibt Tausende Stufen", sagt Bistritzky. Freundlich schaut er durch seine randlose Brille. Er weiß, dass vieles von dem, was er sagt, schwer zu verstehen ist. Aber was soll er machen?

Richtig kompliziert wird es, wenn jemand zum Judentum übertreten möchte. Bistritzky hat häufig mit Deutschen zu tun, die das möchten. Manche Leute fühlen sich zum Judentum hingezogen, weil sie das als eine Form der Wiedergutmachung sehen. Oder weil sie sich als Außenseiter fühlen und eine Heimat unter vermeintlichen Außenseitern suchen. Oder sie wollen einen Juden heiraten.

"Wer durch Geburt Jude ist, kann machen, was er will"

Für Bistritzky sind das alles keine guten Gründe, Jude werden zu wollen. "Ich verstehe die Idee der Konvertierung eigentlich nicht", sagt er. Nach dem jüdischen Religionsgesetz ist jeder Jude, der eine jüdische Mutter hat. Wer keine hat und zum jüdischen Glauben übertreten will, muss sich anstrengen. "Man kann nicht konvertieren, weil man heiraten möchte, man muss es wegen der Tora tun. Und man muss sich Tag für Tag an die Gesetze halten." Den Leuten, die ihm gegenübersitzen, weil sie Juden werden möchten, sagt er zur Abschreckung: "Du kannst Gott zufriedenstellen, ohne dass es furchtbar schwierig für dich ist. Du hast ein freies Leben. Ich habe kein freies Leben."

Oft taucht dann das nächste Problem auf. Die Leute wissen natürlich, dass sich die meisten Juden nicht streng an die Gesetze halten, dass sie Juden sind und trotzdem ein freies Leben haben, ohne den Druck durch die Gesetze. Sie finden es ungerecht, dass mit zweierlei Maß gemessen wird.

Bistritzky erklärt es mit Hilfe der Kabbala, einer alten mystischen Lehre: "In der Kabbala steht, jeder Jude ist gläubig. Auch wenn er sagt, er ist nicht gläubig."

Ulrich Lohse, der vor vielen Jahren selbst konvertiert ist, erklärt es so: "Wer durch Geburt Jude ist, kann machen, was er will. Aber wer Jude werden möchte, muss sich genau an die Gesetze halten." Lohse hat lange Zeit als Zahnarzt praktiziert, heute verkauft er in seinem Geschäft "Mezada" koschere Weine und Spirituosen sowie Bücher über jüdische Themen. Die Anstrengungen des Übertritts hat er auf sich genommen, weil er aus einer Familie mit jüdischen Traditionen stammt, seine Mutter aber keine Jüdin war.

Quälende Kontroversen

Glaubensfragen liegen Lohse am Herzen. Er freut sich, wenn die Synagoge gut besucht ist, und er schätzt, dass die Anzahl der regelmäßigen Gottesdienstbesucher am Sabbat "höher liegt als sonntags bei den Hamburger Protestanten". Der Anteil derer, die wirklich religiös leben, sei in der Gemeinde dennoch klein. "Von den ungefähr 2500 Mitgliedern sind es vielleicht 100."

Seit anderthalb Jahren gehört Lohse dem Vorstand der Jüdischen Gemeinde in Hamburg an. Seit der neue Vorstand im Amt ist, verläuft das offizielle jüdische Leben der Stadt in ruhigeren Bahnen. Davor gab es ständig Streit; manches daran wirkte auf Außenstehende bizarr. Eine der quälenden Kontroversen drehte sich um den Immobilienunternehmer und CDU-Politiker Andreas Wankum, der von 2003 bis 2007 an der Spitze der Gemeinde stand. Es ging um die Frage,

ob Wankum überhaupt Jude ist. Sein Nachfolger schloss ihn aus der Gemeinde aus. Aber Wankum kämpfte. Schließlich bestätigte ihm das Rabbinatsgericht der "Orthodoxen Rabbinerkonferenz Deutschlands", dass er rechtmäßig in die Gemeinde aufgenommen worden sei.

Während der Streit mit Wankum Wellen schlug, begann eine heftige Auseinandersetzung mit dem Landesrabbiner. Dov-Levy Barsilay habe bei Amtsantritt eine gefälschte Lehrerlaubnis ("Smicha") vorgelegt, warf ihm die Gemeindespitze vor. Im Herbst 2008 wurde Barsilay entlassen, später einigten sich die Parteien auf einen Vergleich. Der Fälschungsvorwurf wird von der Gemeinde nicht mehr erhoben.
Als Landesrabbiner durfte Barsilay aber auch nicht mehr arbeiten. Solange der Posten vakant war, wurde ein Rabbiner auf Honorarbasis beschäftigt. Das war Shlomo Bistritzky. Der neue Vorstand, dem auch Ulrich Lohse angehört, hat ihm dann einen festen Vertrag gegeben. "Wir kannten ihn, und er hat den Eindruck erweckt, dass er das hier packen wird", sagt Lohse.

Wo es Coca-Cola gibt, gibt es auch Chabad Lubawitsch
Die Entscheidung war unter den Mitgliedern durchaus umstritten. Denn Bistritzky gehört einer jüdischen Bewegung an, die schon viel Kritik auf sich gezogen hat: Chabad Lubawitsch.
Ihren Hauptsitz hat die Organisation in New York. Ursprünglich kommt sie aus Osteuropa, wo charismatische Rabbiner im 18. Jahrhundert die religiöse Strömung der Chassidim, der Frommen, begründet haben. Sie besteht bis heute in zahlreichen orthodoxen bis ultraorthodoxen Gemeinschaften, die ihre eigenen Traditionen pflegen, äußerlich erkennbar an ihren verschiedenen Hüten und Anzügen, den Bärten und Schläfenlocken der Männer, den Kopftüchern und Perücken der Frauen.

Der Name Chabad ist zusammengesetzt aus den hebräischen Vokabeln "Chochma" (Weisheit), "Bina" (Verstehen) und "Da'at" (Wissen). Wort- und auch Zahlenspiele sind ein wichtiges Element der kabbalistischen Lehre, die darin verborgene Sinnzusammenhänge sieht. Ljubawitschi heißt ein Ort in Westrussland, wo die Bewegung ein Jahrhundert lang ihren Sitz hatte.

Unter den Chassidim nehmen die Chabad-Anhänger eine Sonderrolle ein. Anders, als es fromme Juden gewöhnlich tun, kümmern sie sich nicht nur um ihr eigenes Seelenheil. Sondern sie wollen die Juden überall auf der Welt zum richtigen Glauben führen. Mit diesem Auftrag schickt die New Yorker Zentrale ihre Gesandten ("Schluchim") in alle Welt. Wo es Coca-Cola gibt, gibt es auch Chabad Lubawitsch, heißt ein geflügeltes Wort.

Heute gilt Chabad als größte jüdische Organisation der Welt. Der enorme Erfolg geht vor allem auf ihr letztes spirituelles Oberhaupt zurück, Menachem Mendel Schneerson. Er war der siebte Lubawitscher Rebbe (Jiddisch für Rabbiner) und starb kinderlos 1994 in New York. Bei seinen Anhängern heißt Schneerson einfach nur "der Rebbe". Gerahmte Fotografien des weißbärtigen Mannes mit dem schwarzen Hut sind bei Chabad allgegenwärtig.
Aus Sicht vieler Juden treibt Chabad die Verehrung des Rebben zu weit. Manche Anhänger halten ihn sogar für den Messias, der einst wiederkehren wird oder vielleicht gar nicht gestorben ist. Der Messias-Kult um Schneerson liegt allerdings nicht auf der offiziellen Linie der Bewegung.

Dennoch sieht der Frankfurter Erziehungswissenschaftler und Publizist Micha Brumlik Anzeichen für einen bedenklichen "Personenkult" und stellt die Frage: "Handelt es sich um Götzendienst?" Stephan Kramer, Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland, findet die Aussage "recht treffend", Chabad sei die Sekte, die dem Judentum am nächsten steht. Anerkennend spricht Kramer aber auch von der "seelsorgerischen Arbeit, Juden wieder mit ihrem Judentum in Verbindung zu bringen".

Tradition und Moderne sind eng verbunden
Ist das Missionsarbeit? Unter Juden gilt dieser Begriff als Vorwurf, denn sie sollen nicht missionieren. Shlomo Bistritzky wehrt ab: Der Vorwurf tauche ständig auf, sei aber falsch. "Man missioniert, wenn man einer Person etwas bringen will, was sie noch nicht hat." Das sei nicht der Fall. "Wir zeigen den Juden, was sie sind. Jeder Jude auf der Welt sollte mit der Tora und der Tradition verbunden sein." Deshalb ist er mit seiner Frau vor zehn Jahren nach Hamburg gekommen.
Niemand hatte sie gerufen. Mit einem kleinen Startkapital kamen sie in die Stadt und fingen an zu arbeiten, gründeten eine Sonntagsschule für Kinder, feierten die jüdischen Feste, stellten zu Chanukka einen großen neunarmigen Leuchter

ans Alsterufer und warben Spenden ein. Tradition und Moderne sind bei Chabad eng verbunden. Die PR-Ideen aus New York und die umfangreichen Internetangebote stehen im Dienst der uralten Glaubenslehre.

Dass Bistritzky nach Hamburg geschickt wurde, liegt an seiner Familiengeschichte. Sein Urgroßvater Markus war 1920 von Königsberg nach Hamburg gekommen, wo er einen gutgehenden Handel mit Tranöl aus Skandinavien aufbaute. 1926 wurde sein Sohn Loeb geboren, der 1932 auf die Talmud-Tora-Schule kam. Sechs Jahre später gelang einem Teil der Familie die Flucht vor den Nazis nach New York.

Als Shlomo Bistritzky sein Ziel Hamburg schon vor Augen hatte, sagte sein Großvater: "Wenn du an dem Ort, von dem ich fliehen musste, dazu beiträgst, dass jüdisches Leben dort wieder heimisch wird, dann ist das die beste Antwort auf den Holocaust." Loeb Bistritzky lebt heute in Jerusalem; seinen Enkel hat er zweimal in Hamburg besucht.
Aufgewachsen ist Shlomo Bistritzky in Safed im Norden Israels. Sein Vater Levi war dort ein angesehener Rabbiner, den der Lubawitscher Rebbe aus New York dorthin gesandt hatte. Er starb 2002 mit 54 Jahren nach einer Herzattacke. Für den Sohn war etwas anderes als ein frommes Leben undenkbar. "Bis ich 20 Jahre alt war, lebte ich nur unter Orthodoxen", sagt er.

Nun gehört er zu den Honoratioren von Hamburg, deren Wort im öffentlichen Leben zählt. Im Rathaus ist er ein regelmäßiger Gast, und die meisten Politiker wissen inzwischen, dass er Frauen nicht die Hand gibt. "Es geht darum, die Frau und mich zu schützen, dadurch, dass ich eine Grenze ziehe." Seine Frau gibt Männern nicht die Hand und trägt in der Öffentlichkeit eine Perücke ("Scheitel").

Schwieriger als die Begegnungen mit deutschen Politikern oder Vertretern anderer Religionen sind für ihn manche Gespräche mit Juden. Vor einigen Wochen bei einer Matinee im Hamburger Thalia-Theater hatte er es mit vier jüdischen Intellektuellen zu tun. Es ging um "Jüdische Identität in Europa - zwischen Anpassung und Selbstfindung".
Bistritzky war der Einzige auf der Bühne, der an Gott glaubt. Gleich zu Beginn setzte Michel Friedman, der wortgewaltige Publizist, den Ton: "Jüdische Kultur bedeutet für mich Streitkultur. Wir alle haben das kleine anarchische Recht, für das Judentum zu sprechen."

Bistritzky versuchte erst gar nicht, mit Friedman zu diskutieren, erklärte aber, warum die Religion seiner Meinung nach für alle Juden wichtig ist: "Wieso existieren heute überhaupt noch Juden, nach so vielen Kriegen, so vielen Pogromen? Die Antwort ist: Weil wir die Tora haben." Die Macht der 613 Gesetze.

Im Seminar geht es um "GPS für Ihre Seele"
Sonja Lahnstein-Kandel, die Moderatorin der Runde im Thalia-Theater, sagt, dass sie "vorher ein bisschen Sorge hatte, ob der Rabbiner angegriffen wird". Aber dann blieb es beim lebhaften Meinungsaustausch, es sei "eine sehr gelungene Veranstaltung" geworden. Mit öffentlichen Auftritten hat Lahnstein-Kandel Erfahrung, unter anderem leitet sie den Verein zur Förderung des Israel-Museums.

Sie schätze Bistritzky persönlich, betont sie. "Aber die Doppelfunktion als Landesrabbiner und Leiter von Chabad ist nicht unproblematisch." Er bemühe sich zwar, beides zu trennen. "Es gelingt aber nicht immer, die Leute können den Unterschied oft nicht begreifen."

Kompromisse zwischen orthodoxen und anderen Auffassungen vom Judentum sind schwierig, das hat Lahnstein-Kandel vor einigen Wochen selbst erlebt. Es ging um die Beerdigung ihrer Mutter. Das orthodoxe Brauchtum gibt vor, wie die Zeremonie ablaufen sollte: keine Musik, keine Blumen, keine Rede eines Familienmitglieds in der Trauerhalle. "Da muss man dann schon verhandeln", sagt sie. Schließlich gab es zwar keine Musik, aber Blumen und eine Ansprache ihrer Tochter.

Für Bistritzky gehören Beerdigungen zum Alltag, häufig fährt er zum Jüdischen Friedhof im Stadtteil Ohlsdorf, um eine Trauerfeier zu leiten. Ein wenig hadert er mit den deutschen Behörden, die so viel Zeit brauchen, bis alle Papiere da sind. Ein Jude soll möglichst schnell bestattet werden, "der Mensch ist dann ja tot". Alle schmückenden Zeremonien, sagt er, "dienen nicht den Toten, sondern den Angehörigen".

Lieber kümmert er sich um die Lebenden. Im Hamburger Chabad-Zentrum hält er sechs Wochen lang an jedem Mittwoch ein Abendseminar über die "Kabbala als Navigationshilfe für Ihre innere Welt". Die Rede ist auch vom "GPS für Ihre Seele".

"Gott will, dass wir selbst etwas leisten"

Das Interesse am ersten Seminarabend ist größer als erwartet. Erst müssen ein paar Stühle geholt werden, damit die 18 Frauen und 9 Männer in dem großen kahlen Raum Platz nehmen können. Dann erklärt Bistritzky, worum es geht. Um die Seele geht es, und zwar so, wie der Gründer von Chabad, Rabbi Schneor Salman, sie in einem Buch beschrieben hat. Das Buch heißt "Tanja", was in diesem Fall kein Frauenname ist, sondern ein aramäisches Wort; es bedeutet: "Wir haben gelernt".

In den folgenden zwei Stunden mutet Bistritzky der Runde ein straffes Programm zu, er erklärt viel, stellt einige Fragen und weiß genau, worauf er hinauswill. Es ist klassischer Frontalunterricht. Aber die Aufmerksamkeit im Raum ist hoch, anscheinend trifft der Rabbiner den richtigen Ton.

Der Ton ist nüchtern, auch wenn es um die Seele geht. Bistritzky spricht einmal von der "geistigen Anatomie des Menschen", so als könnte man das Unsichtbare zergliedern wie Knochen, Muskeln und Organe. Die Seele, lernt man, hat zehn Aspekte, drei kognitive und sieben emotionale. Und wenn sie eine göttliche Seele ist, kann sie sich in drei Gewänder kleiden, Gedanke, Wort und Tat. Es gibt auch eine tiergleiche Seele, die für die lebenserhaltenden, instinktiven Dinge zuständig ist.

Nur Juden können eine göttliche Seele haben, alle anderen kommen gut mit der tiergleichen Seele durchs Leben. Göttlich oder tiergleich, das sei aber "keine Frage von Gut oder Böse", betont der Rabbiner. Später geht es auch noch um die "Grauzone", zum Beispiel um die Frage: "Ist meine tägliche Tasse Kaffee heilig oder unheilig?" Es ist das einzige Mal, dass gelacht wird.

Ob alle oder auch nur einige Teilnehmer der Runde wirklich begreifen, was sie da hören, ist schwer zu sagen. Vielleicht reicht es aber schon, wenn man das Gehörte einfach lernt, wie Ortsnamen auf einer seltsamen Landkarte.
Bistritzky ist jedenfalls zufrieden. Die Menschen können nicht alles verstehen, aber sie haben eine Aufgabe, sie müssen lernen und arbeiten, sie müssen sich an die göttlichen Gesetze halten. Er sagt: "Gott hätte auch eine fertige Welt erschaffen können, mit Häusern, Straßen, Autos, damit die Menschen darin Spaß haben. Aber so ist es nicht. Gott will, dass wir selbst etwas leisten." Die Menschen haben die Baumaterialien und einen Plan bekommen. Jetzt sind sie am Zug.

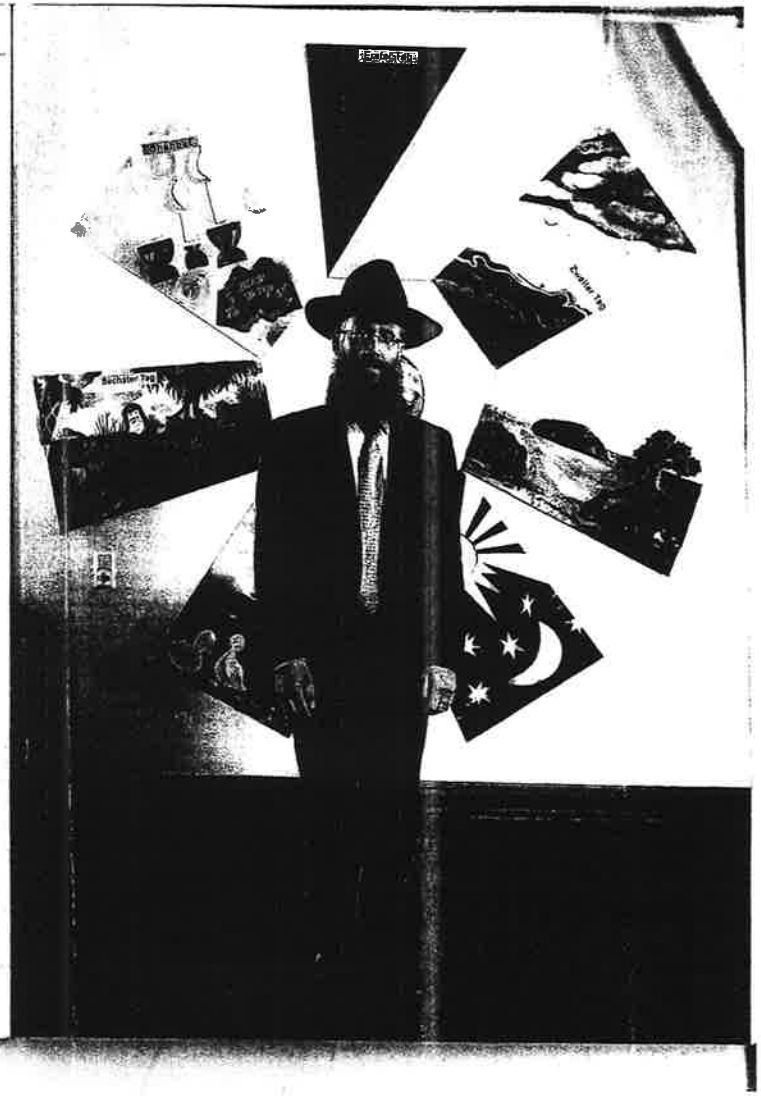
SPIEGEL Wissen 2013

1/3

Die Welt der 613 Gesetze

Wie soll ein frommer Jude leben? Shlomo Bistritzky ist vor zehn Jahren nach Hamburg gekommen, weil er Antworten auf diese Frage hat. | *Von Dietmar Pieper*

Heilige Worte
Auf dem Pergament der oft reich geschmückten Tora-Rollen steht in hebräischen Buchstaben die Grundlage des jüdischen Glaubens. Rabbiner Bistritzky beim Fototermin im Treppenhaus der Hamburger Talmud-Tora-Schule, hinter ihm die von Schülern gemalte Schöpfungsgeschichte.



Spiegel Wissen 2013

3/3

Ihren Hauptsitz hat die Organisation in New York. Ursprünglich kommt sie aus Osteuropa, wo charismatische Rabbiner im 18. Jahrhundert die religiöse Strömung der Chassidim, der Frommen, begründet haben. Sie besteht bis heute in zahlreichen orthodoxen bis ultraorthodoxen Gemeinschaften, die ihre eigenen Traditionen pflegen, äußerlich erkennbar an ihren verschiedenen Hüten und Anzügen, den Bärten und Schläfenlocken der Männer, den Kopftüchern und Perücken der Frauen.

Der Name Chabad ist zusammengesetzt aus den hebräischen Vokabeln „Chochma" (Weisheit), „Binu" (Verstehen) und „Da'at" (Wissen). Wort- und auch Zahlenspiele sind ein wichtiges Element der kabbalistischen Lehre, die darin verborgene Sinnzusammenhänge sieht. Ljubawitschi heißt ein Ort in Westrussland, wo die Bewegung ein Jahrhundert lang ihren Sitz hatte.

Unter den Chassidim nehmen die Chabad-Anhänger eine Sonderrolle ein. Anders, als es fromme Juden gewöhnlich tun, kümmern sie sich nicht nur um ihr eigenes Seelenheil. Sondern sie wollen die Juden überall auf der Welt zum richtigen Glauben führen. Mit diesem Auftrag schickt die New Yorker Zentrale ihre Gesandten („Schluchim") in alle Welt. Wo es Coca-Cola gibt, gibt es auch Chabad Lubawitsch, heißt ein geflügeltes Wort.

Heute gilt Chabad als größte jüdische Organisation der Welt. Der enorme Erfolg geht vor allem auf ihr letztes spirituelles Oberhaupt zurück, Menachem Mendel Schneerson. Er war der siebte Lubawitscher Rebbe (Jiddisch für Rabbiner) und starb kinderlos 1994 in New York. Bei seinen Anhängern heißt Schneerson einfach nur „der Rebbe". Gerahmte Fotografien des weißbärtigen Mannes mit dem schwarzen Hut sind bei Chabad allgegenwärtig.

Aus Sicht vieler Juden treibt Chabad die Verehrung des Rebben zu weit. Manche Anhänger halten ihn sogar für den Messias, der einst wiederkehren wird oder vielleicht gar nicht gestorben ist. Der Messias-Kult um Schneerson liegt allerdings nicht auf der offiziellen Linie der Bewegung.

Dennoch sieht der Frankfurter Erziehungswissenschaftler und Publizist Micha Brumlik Anzeichen für einen bedenklichen „Personenkult" und stellt die Frage: „Handelt es sich um Götzendienst?" Stephan Kramer, Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland, findet die Aussage „recht treffend", Chabad sei die Sekte, die dem Judentum am nächsten steht. Anerkennend spricht Kramer aber auch von der

„seelsorgerischen Arbeit, Juden wieder mit ihrem Judentum in Verbindung zu bringen".

IST DAS MISSIONSARBEIT? Unter Juden gilt dieser Begriff als Vorwurf, denn sie sollen nicht missionieren. Shlomo Bistritzky wehrt ab: Der Vorwurf tauche ständig auf, sei aber falsch. „Man missioniert, wenn man einer Person etwas bringen will, was sie noch nicht hat." Das sei nicht der Fall. „Wir zeigen den Juden, was sie sind. Jeder Jude auf der Welt sollte mit der Tora und der Tradition verbunden sein." Deshalb ist er mit seiner Frau vor zehn Jahren nach Hamburg gekommen.

Niemand hatte sie gerufen. Mit einem kleinen Startkapital kamen sie in die Stadt und fingen an zu arbeiten, gründeten eine Sonntagsschule für Kinder, feierten die jüdischen Feste, stellten zu Chanukka einen großen neunarmigen Leuchter ans Alsterufer und warben Spenden ein. Tradition und Moderne sind bei Chabad eng verbunden. Die FR-Ideen aus New York und die umfangreichen Internetangebote stehen im Dienst der uralten Glaubenslehre.

Dass Bistritzky nach Hamburg geschickt wurde, liegt an seiner Familiengeschichte. Sein Urgroßvater Markus war 1920 von Königsberg nach Hamburg gekommen, wo er einen gutgehenden Handel mit Tranöl aus Skandinavien aufbaute. 1926 wurde sein Sohn Loeb geboren, der 1932 auf die Talmud-Tora-Schule kam. Sechs Jahre später gelang einem Teil der Familie die Flucht vor den Nazis nach New York.

Als Shlomo Bistritzky sein Ziel Hamburg schon vor Augen hatte, sagte sein Großvater: „Wenn du an dem Ort, von dem ich fliehen musste, dazu beiträgst, dass jüdisches Leben dort wieder heimisch wird, dann ist das die beste Antwort auf den Holocaust." Loeb Bistritzky lebt heute in Jerusalem; seinen Enkel hat er zweimal in Hamburg besucht.

Aufgewachsen ist Shlomo Bistritzky in Safed im Norden Israels. Sein Vater Levi war dort ein angesehener Rabbiner, den der Lubawitscher Rebbe aus New York dorthin gesandt hatte. Er starb 2002 mit 54 Jahren nach einer Herzattacke. Für den Sohn war etwas anderes als ein frommes Leben undenkbar. „Bis ich 20 Jahre alt war, lebte ich nur unter Orthodoxen", sagt er.

Nun gehört er zu den Honoratioren von Hamburg, deren Wort im öffentlichen Leben zählt. Im Rathaus ist er ein regelmäßiger Gast, und die meisten Politiker wissen inzwischen, dass er Frauen nicht die Hand gibt. „Es geht darum, die Frau und mich zu schützen, dadurch, dass ich eine Grenze ziehe." Seine Frau gibt Männern nicht die Hand und trägt in der Öffentlichkeit eine Perücke („Scheitel").

Schwieriger als die Begegnungen mit deutschen Politikern oder Vertretern anderer Religionen sind für ihn manche Gespräche mit Juden. Vor einigen Wochen bei einer Matinee im Hamburger Thalia-Theater hatte er es mit vier jüdischen Intellektuellen zu tun. Es ging um „Jüdische Identität in Europa – zwischen Anpassung und Selbstfindung".

Bistritzky war der Einzige auf der Bühne, der an Gott glaubt. Gleich zu Beginn setzte Michel Friedman, der wortgewaltige Publizist, den Ton: „Jüdische Kultur bedeutet für mich Streitkultur. Wir alle haben das kleine anarchische Recht, für das Judentum zu sprechen."

Bistritzky versuchte erst gar nicht, mit Friedman zu diskutieren, erklärte aber, warum die Religion seiner Meinung nach für alle Juden wichtig ist: „Wieso existieren heute überhaupt noch Juden, nach so vielen Kriegen, so vielen Pogromen? Die Antwort ist: Weil wir die Tora haben." Die Macht der 613 Gesetze.

Aufbruch und Geschichte
Feierlich trägt Bistritzky 2010 eine neue Tora-Rolle durch die Stadt (1). Vor der Talmud-Tora-Schule erinnern „Stolpersteine" an den Holocaust (2).

IM SEMINAR GEHT ES UM „GPS FÜR IHRE SEELE".

SONJA LAHNSTEIN-KANDEL, die Moderatorin der Runde im Thalia-Theater, sagt, dass sie „vorher ein bisschen Sorge hatte, ob der Rabbiner angegriffen wird". Aber dann blieb es beim lebhaften Meinungsaustausch, es sei „eine sehr gelungene Veranstaltung" geworden. Mit öffentlichen Auftritten hat Lahnstein-Kandel Erfahrung, unter anderem leitet sie den Verein zur Förderung des Israel-Museums.

Sie schätze Bistritzky persönlich, betont sie. „Aber die Doppelfunktion als Landesrabbiner und Leiter von Chabad ist nicht unproblematisch." Er bemühe sich zwar, beides zu trennen. „Es gelingt aber nicht immer, die Leute können den Unterschied oft nicht begreifen."

Kompromisse zwischen orthodoxen und anderen Auffassungen vom Judentum sind schwierig, das hat Lahnstein-Kandel vor einigen Wochen selbst erlebt. Es ging um die Beerdigung ihrer Mutter. Das orthodoxe Brauchtum gibt vor, wie die Zeremonie ablaufen sollte: keine Musik, keine Blumen, keine Rede eines Familienmitglieds in der Trauerhalle. „Da muss man dann schon verhandeln", sagt sie. Schließlich gab es zwar keine Musik, aber Blumen und eine Ansprache ihrer Tochter.

Für Bistritzky gehören Beerdigungen zum Alltag, häufig fährt er zum Jüdischen Friedhof im Stadtteil Ohlsdorf, um eine Trauerfeier zu leiten. Ein wenig hadert er mit den deutschen Behörden, die so viel Zeit brauchen, bis alle Papiere da sind. Ein Jude soll möglichst schnell bestattet werden, „der Mensch ist dann ja tot". Alle schmückenden Zeremonien, sagt er, „dienen nicht den Toten, sondern den Angehörigen".

Lieber kümmert er sich um die Lebenden. Im Hamburger Chabad-Zentrum hält er sechs Wochen lang an jedem Mittwoch ein Abendseminar über die „Kabbala als Navigationshilfe für Ihre innere Welt". Die Rede ist auch von „GPS für Ihre Seele".

Das Interesse am ersten Seminarabend ist größer als erwartet. Erst müssen ein paar Stühle geholt werden, damit die 18 Frauen und 9 Männer in dem großen kahlen Raum Platz nehmen können. Dann erklärt Bistritzky, worum es geht. Um die Seele geht es, und zwar so, wie der Gründer von Chabad, Rabbi Schneor Salman, sie in einem Buch beschrieben hat. Das Buch heißt „Tanja", was in diesem Fall kein Frauenname ist, sondern ein aramäisches Wort; es bedeutet: „Wir haben gelernt".

In den folgenden zwei Stunden mutet Bistritzky der Runde ein straffes Programm zu, er erklärt viel, stellt einige Fragen und weiß genau, worauf er hinauswill. Es ist klassischer Frontalunterricht. Aber die Aufmerksamkeit im Raum ist hoch, anschließend trifft der Rabbiner den richtigen Ton.

Der Ton ist nüchtern, auch wenn es um die Seele geht. Bistritzky spricht einmal von der „geistigen Anatomie des Menschen", so als könnte man das Unsichtbare zergliedern wie Knochen, Muskeln und Organe. Die Seele, lernt man, hat zehn Aspekte, drei kognitive und sieben emotionale. Und wenn sie eine göttliche Seele ist, kann sie sich in drei Gewänder kleiden, Gedanke, Wort und Tat. Es gibt auch eine tiergleiche Seele, die für die lebenserhaltenden, instinktiven Dinge zuständig ist. Nur Juden können eine göttliche Seele haben, alle anderen kommen gut mit der tiergleichen Seele durchs Leben. Göttlich oder tiergleich, das sei aber „keine Frage von Gut oder Böse", betont der Rabbiner. Später geht es auch noch um die „Grauzone", zum Beispiel um die Frage: „Ist meine tägliche Tasse Kaffee heilig oder unheilig?" Es ist das einzige Mal, dass gelacht wird.

Ob alle oder auch nur einige Teilnehmer der Runde wirklich begreifen, was sie da hören, ist schwer zu sagen. Vielleicht reicht es aber schon, wenn man das Gehörte einfach lernt, wie Ortsnamen auf einer seltsamen Landkarte.

Bistritzky ist jedenfalls zufrieden. Die Menschen können nicht alles verstehen, aber sie haben eine Aufgabe, sie müssen lernen und arbeiten, sie müssen sich an die göttlichen Gesetze halten. Er sagt: „Gott hätte auch eine fertige Welt erschaffen können, mit Häusern, Straßen, Autos, damit die Menschen darin Spaß haben. Aber so ist es nicht. Gott will, dass wir selbst etwas leisten." Die Menschen haben die Baumaterialien und einen Plan bekommen. Jetzt sind sie am Zug.